

Patrick Schreiner



UNTERWERFUNG ALS FREIHEIT

Leben im Neoliberalismus

PapyRossa

Patrick Schreiner

Unterwerfung als Freiheit

Leben im Neoliberalismus

PapyRossa Verlag

3. Auflage 2016
2., durchgesehene Auflage 2015
1. Auflage 2015

© 2016 by PapyRossa Verlags GmbH & Co. KG, Köln
Luxemburger Str. 202, 50937 Köln
Tel.: +49 (0) 221 - 44 85 45
Fax: +49 (0) 221 - 44 43 05
E-Mail: mail@papyrossa.de
Internet: www.papyrossa.de

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Interpress

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN 978-3-89438-573-6

Inhalt

1.		
Einleitung		7
2.		
Neoliberalismus – was ist das?		9
3.		
Nicht für die Schule lernen wir!		
Bildung und Lebenslanges Lernen		33
4.		
Alles ist möglich?		
Ratgeberliteratur, Management-Trainings, Positives Denken		45
5.		
»Vernetzt mit dem kosmischen Quantenfeld«		
Esoterik		52
6.		
»Quäl dich, du Sau!«		
Wettkampf, Sport und fitte Körper		58
7.		
Inszenierte Vorbilder		
Stars und Sternchen		68
8.		
»Ich hab mich geändert!«		
Castingshows, Reality-TV und Seifenopern im Fernsehen		74

9.	
Wandelnde Reklame und ihre Freunde	
Soziale Netzwerke im Internet	90
10.	
Ich kaufe, also bin ich	
Lifestyle und Konsum	95
11.	
Fazit: Der Weg zur Knechtschaft	104
Anmerkungen	110
Literaturverzeichnis	116

1. Einleitung

Der Neoliberalismus hat die Welt in den letzten Jahrzehnten in hohem Maße geprägt und verändert – wohl stärker als jede andere ideologische Neuerung seit dem Zweiten Weltkrieg. Es ist ihm gelungen, Einfluss zu nehmen auf die Programmatik so ziemlich aller gesellschaftlichen Akteure, Verbände und Parteien in quasi allen Ländern.

Längst hat neoliberales Denken auch Einzug gehalten in den Alltag der Menschen. So ist manches, was zunächst unpolitisch erscheint, bei genauerer Betrachtung deutlich von neoliberalen Vorstellungen bestimmt: Sie sind zu finden, wenn sich Menschen Gedanken über ihren persönlichen Bildungsweg machen. Sie sind in Lebenshilfe-Ratgebern ebenso zugegen wie in der Esoterik. Sie prägen die Art und Weise, wie heute Sport betrieben und über Körper gedacht wird. Sie machen Stars zu dem, was Stars heute sind. Sie sind da, wenn Menschen ihr Fernsehgerät einschalten oder wenn sie Kontakte über Soziale Netzwerke wie »Facebook« pflegen. Und nicht zuletzt wirken sie sich auf die Art und Weise aus, in der Menschen Waren und Dienstleistungen konsumieren. Der Neoliberalismus prägt das Fühlen, das Denken und das Handeln der Menschen, ihr Selbstbild und ihre Identität.

Dieses Buch handelt von all dem. Es erläutert, weshalb der Neoliberalismus das ganze Sein und das ganze Denken vereinnahmt. Es beschreibt, wie er dies tut. Es verdeutlicht, welches Bild von Mensch und Gesellschaft er damit vermittelt. Und nicht zuletzt zeigt dieses Buch, welche Folgen all das für jeden einzelnen Menschen wie auch für die Gesellschaft insgesamt hat.

Damit führt diese Publikation in die Analyse jener Erscheinungsformen des Neoliberalismus ein, die nicht unmittelbar den großen

politischen Themenbereichen Wirtschaft, Arbeit und Soziales zugeordnet werden können. Oder anders formuliert: Dieses Buch fragt nicht in erster Linie danach, welche neoliberalen Ansätze und Ideen heute am Arbeitsmarkt sowie in der Wirtschafts- und Sozialpolitik dominieren. Es fragt vielmehr nach den alltäglichen – vermeintlich unpolitischen – Mechanismen, durch die Menschen diese Ansätze und Ideen als gut, als angemessen und als alternativlos kennenlernen.

Dieses Buch ist geschrieben in der Überzeugung, dass eine fundierte Kritik des Neoliberalismus weit mehr erfordert als nur den Nachweis, dass er wirtschaftspolitisch nicht funktioniert, dass er sozialpolitisch verheerende Konsequenzen hat oder dass er zu einer unerträglichen Ungleichverteilung von Einkommen und Vermögen führt. Der Neoliberalismus ist längst zur Grundlage von Lebensstilen geworden, anerkannt und angesagt. Als solche ist er sehr viel hartnäckiger denn als einfache gesellschafts- oder wirtschaftspolitische Ideologie.

An dieser Veröffentlichung haben durch Ideen, Anregungen und Kritik direkt oder indirekt viele Menschen mitgewirkt. Sie ist das Ergebnis zahlreicher Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen, mit Freundinnen und Freunden. Für ihre Unterstützung danke ich Maja Schoplick, Lea Arnold, Kai Eicker-Wolf, Sebastian Friedrich, Johannes Grabbe, Hartmut Kamradek und Ute Kamradek sowie den Kollegen des PapyRossa Verlags sehr herzlich.

2. Neoliberalismus – was ist das?

Der Begriff »Neoliberalismus« ist umstritten: Er ist zugleich politischer Kampfbegriff, analytischer Begriff zur Bezeichnung einer Ideologie bzw. einer politischen Strömung und politisches Schimpfwort. Je nach eigener Positionierung ist er positiv oder negativ gemeint, wird er abgelehnt oder auch nicht. Um zu verstehen, wie neoliberales Denken heute die Menschen und Gesellschaften prägt, ist es deshalb in einem ersten Schritt sinnvoll, sich mit der Geschichte und den Inhalten des Neoliberalismus zu befassen.

Geschichte und Figuren des Neoliberalismus

Wörtlich übersetzt bedeutet Neoliberalismus schlicht »neuer« Liberalismus. Sein Grundstein wurde während der 1930er Jahre in Auseinandersetzung mit der damaligen, ab 1928 einsetzenden Weltwirtschaftskrise gelegt – in Deutschland, aber insbesondere auch in Österreich, England, Frankreich und den USA. Den Auftakt markierte das 1937 erschienene Buch »The Good Society« von Walter Lippmann. Der US-Journalist beurteilte darin den klassischen Liberalismus vor dem Hintergrund der Krise als gescheitert und forderte dessen Erneuerung. 1938 kam Lippmann auf Einladung des Philosophen Louis Rougier nach Paris, unter anderem, um an einem Kolloquium zu seinem Buch teilzunehmen. Schon an diesem »Colloque Walter Lippmann« waren viele der wichtigsten Figuren des frühen Neoliberalismus beteiligt. Sie verband das Ziel, liberales Gedanken-

gut gegen die (aus ihrer Sicht einander ähnlichen) wirtschaftsplanerischen Ideologien des Faschismus und Nazismus wie des Kommunismus hochzuhalten. Mindestens ebenso bedeutsam aber war ihre Gegnerschaft gegenüber jeglichen Eingriffen in die Märkte durch demokratische Regierungen: Nicht Marktversagen, sondern Staats- und Politikversagen galt den Neoliberalen als wesentlichste Ursache der Weltwirtschaftskrise.¹

Waren während des Zweiten Weltkriegs ihre Handlungsmöglichkeiten noch beschränkt, so nahmen die Neoliberalen nach Kriegsende ihre Aktivitäten rasch wieder auf. 1947 gründeten über 30 Intellektuelle im Rahmen eines Seminars in einem Hotel am schweizerischen Mont Pèlerin die »Mont Pèlerin Society«. Eingeladen hatte dazu der Sozialphilosoph und Ökonom Friedrich August von Hayek. Beteiligt waren viele der Teilnehmer des Colloque Walter Lippmann, neben Hayek unter anderem der Ökonom Ludwig von Mises sowie die deutschen Ökonomen und Sozialphilosophen Alexander Rüstow und Wilhelm Röpke. Hinzu kamen der Philosoph Karl Popper, der deutsche Wirtschaftswissenschaftler Walter Eucken und der US-Ökonom Milton Friedman.

Die Mont Pèlerin Society wurde zum Zentrum eines strategischen Netzwerks, dem heute eine große Zahl neoliberaler Think Tanks, Institute und Lehrstühle weltweit zugeordnet werden kann.² Dieser strategische Charakter zeichnete den Neoliberalismus von Beginn an aus: Man wollte und will nicht nur die Wirtschaft und die Gesellschaft analysieren. Man wollte und will Gesellschaft und Menschen vielmehr beeinflussen und lenken.

Neoliberalismus lässt sich als wirtschafts- und gesellschaftspolitische Ideologie und Bewegung verstehen, deren Ziel die Durchsetzung marktwirtschaftlicher Ordnungsmechanismen war und ist.³ Es gibt jedoch keine geschlossene Theorie des Neoliberalismus, sondern vielmehr verschiedene Strömungen und Schulen. Die zunächst wichtigsten waren die *Österreichische Schule* um Mises und Hayek sowie die *Freiburger Schule* um Eucken und Franz Böhm.⁴ In Deutschland wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem der *Ordoliberalismus* als Theorie und praktische Politik wirkmächtig. Neben Eucken und Böhm sind

in diesem Zusammenhang die schon erwähnten Rüstow und Röpke zu nennen. Gedanken der Freiburger Schule weiterentwickelnd, stellt der Ordoliberalismus die wirtschaftliche Handlungsfreiheit des Einzelnen und einen funktionierenden Wettbewerb in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Als primäre politische Aufgabe sieht er die Errichtung und Sicherung einer Wirtschaftsordnung an, die auf drei wesentlichen Prinzipien beruht: auf freien Märkten, Vertragsfreiheit und Privateigentum.

Zum wichtigsten Theoretiker der Österreichischen Schule wurde Hayek. Ihm zufolge entstehen Märkte und ganze Gesellschaften als »spontane«, nicht geplante und nicht planbare Ordnungen. Grundlage dafür sei eine unendliche Zahl egoistischer Einzelentscheidungen am Markt, die sich an Marktgegebenheiten orientieren und – aus Sicht der einzelnen Menschen – erfolgreich oder erfolglos sein können.⁵ Die Gesellschaft dürfe in diese Entscheidungen nicht eingreifen. Diesen Grundsatz legt Hayek restriktiver aus als der Ordoliberalismus: Während letzterer beispielsweise die Verhinderung von Monopolen im Rahmen staatlicher Wettbewerbspolitik durchaus als zulässig ansieht, beurteilt Hayek selbst dies skeptisch.⁶

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten die Überlegungen des britischen Ökonomen John Maynard Keynes – der *Keynesianismus* – beträchtlichen und wachsenden Einfluss in westlichen Staaten. Keynes forderte als Lehre aus der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre eine aktive Wirtschafts-, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik mit staatlichen Eingriffen in die Märkte. Die Neoliberalen lehnten dies ab. Ihr Einfluss aber blieb zunächst gering: Noch bis in die 1970er Jahre hinein wurden insbesondere in Europa, auch in Deutschland und Österreich, die Wohlfahrtsstaaten ausgebaut. Märkte – und damit unternehmerische Tätigkeit – waren reguliert. Soziale Ungleichheit ging deutlich zurück, und viele ArbeitnehmerInnen konnten am gesellschaftlichen Wohlstand teilhaben. Auf wirtschaftliche Schwierigkeiten und Krisen reagierten die Regierungen häufig und zunehmend mit aktiver Konjunkturpolitik.

In Deutschland musste sich selbst der Ordoliberalismus gegenüber bestimmten Bestandteilen und Überlegungen dieser Politik offen

zeigen:⁷ Im Unterschied etwa zu Hayeks Vorstellungen wurde in dem auf den Ordoliberalismus zurückgehenden politischen Konzept der »Sozialen Marktwirtschaft« auch der Gesellschaft und dem Sozialen eine gewisse Bedeutung zugesprochen. In welchem Umfang dies geschieht, variiert allerdings bis heute deutlich. Gleichwohl führte diese inhaltliche Öffnung in den frühen 1960er Jahren schließlich zum Austritt einiger Ordoliberaler um Röpke und Rüstow aus der Mont Pèlerin Society.⁸

Dem Siegeszug des Neoliberalismus, in Deutschland bisweilen unter dem Schlagwort der »Sozialen Marktwirtschaft«, tat dies gleichwohl keinen Abbruch. Als der keynesianische Wohlfahrtsstaat in den 1970er Jahren in die Krise geriet und die Wachstumsraten zurückgingen, bot sich die Möglichkeit zum Gegenschlag. So wurden beispielsweise in Wissenschaft und Presse systematisch Ängste vor Rezessionen, vor einer angeblich verkrusteten Staatsbürokratie und vor der Entwertung des Geldes geschürt. Anschließend bot man neoliberale Gegenmaßnahmen als Medizin an. Die von neoliberaler Seite erfolgreich geforderte Aufgabe des internationalen Währungssystems von Bretton Woods und die damit einhergehende Liberalisierung von Kapitalverkehr und Finanzmärkten taten ein Übriges.⁹

Zur politischen Umsetzung neoliberalen Denkens kam es verstärkt ab den 1970er Jahren, in großen westlichen Ländern ab den 1980ern. Der von den USA unterstützte Putsch des rechten Generals Augusto Pinochet 1973 in Chile kann als brutaler erster Höhepunkt gesehen werden. Pinochet tötete tausende Menschen und vertrieb noch mehr ins Exil. Er zerschlug die linken Parteien und die Gewerkschaften und errichtete eine Militärdiktatur, in deren Rahmen er gezielt eine radikale neoliberale Wirtschafts- und Sozialpolitik umsetzte. Hierfür holte er die so genannten *Chicago Boys* ins Land: Ihren Namen trugen diese meist jungen neoliberalen Wirtschaftswissenschaftler, weil sie überwiegend an der Universität Chicago (USA) ausgebildet wurden. Nicht nur in Chile, sondern auch in anderen rechten Militärdiktaturen hatten solcherlei Ökonomen bereits ab den 1960er Jahren immer wieder eine zentrale Rolle inne – etwa in Argentinien, Brasilien, Uruguay und Indonesien.¹⁰

An der Universität Chicago hatte sich die in der Tradition der Österreichischen Schule stehende *Chicago School* entwickelt, deren zentrale Figur in jener Zeit Milton Friedman wurde. Wie alle Neoliberalen verlangte Friedman eine Reduktion staatlicher Tätigkeit auf ein absolutes Minimum. Sein wirkmächtiges Konzept des *Monetarismus* war von Beginn an als Gegenentwurf zum Keynesianismus gedacht. Friedman forderte eine strikte Regulierung der Geldmenge, um Inflation zu vermeiden. Eine Konjunktursteuerung oder aktive Wirtschaftslenkung durch den Staat lehnte er rigoros ab.

Man übertreibt sicher nicht, wenn man Friedman als einen der bis heute politisch einflussreichsten Wirtschaftswissenschaftler bezeichnet. Wie viele andere Neoliberale auch verstand er sich keineswegs nur als Wissenschaftler, sondern auch als politischer Intellektueller. So reiste er 1975 nach Chile, um den wirtschaftspolitischen Kurs des Militärregimes ausdrücklich zu unterstützen. Damit war Friedman keineswegs alleine: Auch Hayek, der bis 1962 selbst in Chicago unterrichtet hatte, besuchte Pinochet in den 1970ern und 1980ern mehrfach. Die Brutalität des chilenischen Regimes verteidigten beide; Hayek wohl noch etwas offensiver: »Ich persönlich würde einen liberalen Diktator gegenüber einer demokratischen Regierung, der es an Liberalismus mangelt, bevorzugen.«¹¹

Die USA schwenkten Anfang der 1980er Jahre unter Präsident Ronald Reagan auf einen neoliberalen Kurs. Auch dafür waren Friedman und die *Chicago School* die wichtigsten Stichwortgeber. Den Schwerpunkt der Wirtschaftspolitik verlagerte Reagan von der Haushalts- zur Geldmengenzpolitik und zu restriktiver Ausgabenpolitik (den Militärschulden ausgenommen). Sozialausgaben wurden gekürzt, Steuern für Reiche gesenkt und öffentliche Einrichtungen privatisiert. 1981 brachte Reagan der streikenden Fluglotsen-Gewerkschaft PATCO eine empfindliche Niederlage bei, indem er über 11.000 ihrer 13.000 Mitglieder feuern ließ. Dies bedeutete das Ende dieser Organisation und stellte eine beträchtliche politische Schwächung der US-Gewerkschaftsbewegung insgesamt dar.

Schon zwei Jahre zuvor hatte die US-Notenbank FED durch eine Erhöhung der Leitzinsen eine gravierende Wirtschaftskrise ausgelöst.

Einmal mehr lieferte dafür Friedmans Monetarismus die Begründung; Ziel war es, die Inflationsraten zu senken. Die Leitzinserhöhung führte zu einem starken Anstieg der Arbeitslosigkeit, was ArbeitnehmerInnen und Gewerkschaften schwächte. Die PATCO-Niederlage und die neue FED-Geldpolitik waren ein deutliches Signal: Eine neue, neoliberale Ära hatte begonnen.¹²

In Großbritannien kam es nach der Wahl von Margaret Thatcher 1979 zum Bruch mit dem Interventions- und Wohlfahrtsstaat der Nachkriegszeit. Märkte wurden liberalisiert, Subventionen abgebaut und Steuern für Unternehmen gesenkt. »British Telecom«, »British Petroleum«, »British Airways«, »British Steel« und viele andere Unternehmen wurden privatisiert. ArbeitnehmerInnen verloren in großer Zahl ihre Arbeit, Rechte am Arbeitsplatz wurden abgebaut, die Gewerkschaften massiv geschwächt. Ein Großteil seiner einst starken Industrie brach dem Land weg. Trotz dieser verheerenden Bilanz war Thatcher bis 1990 im Amt. Zunächst schien es allerdings, als bliebe den BritInnen schon eine zweite Regierungszeit erspart: Nachdem sich bis 1982 die Arbeitslosenzahl und die Inflationsrate gegenüber 1979 etwa verdoppelt hatten, waren Thatchers Umfragewerte im Keller. Es drohte eine empfindliche Wahlniederlage. Eine Chance, dieser verfahrenen Situation zu entkommen, bot sich ihr im Frühjahr 1982. Damals besetzte argentinisches Militär die Falklandinseln, eine britische Kolonie im Südatlantik. Thatcher ließ die Inseln binnen weniger Monate zurückerobern. Dies brachte ihr nicht nur großen Zuspruch der Bevölkerung, sondern auch den Sieg bei den Parlamentswahlen von 1983. Es war der größte Wahlerfolg, den eine britische Partei seit 1945 überhaupt erzielt hatte. Damit hatte Thatcher freie Hand bei der Umsetzung ihrer neoliberalen wirtschafts- und sozialpolitischen Vorstellungen. Die größten und weitreichendsten Maßnahmen ihrer Regierungszeit fielen in die Zeit nach dem Falklandkrieg, so auch die meisten und die wichtigsten Privatisierungen sowie der offene Kampf gegen die Gewerkschaften.¹³

Nach den lateinamerikanischen Militärdiktaturen jener Zeit und nach den USA sowie Großbritannien setzten auch andere Regierungen in größerem Umfang auf neoliberale Politikkonzepte. Sie taten

dies teils schon ab den 1980er Jahren, teils später. Zudem begannen sich zwei wichtige internationale Organisationen neoliberal auszurichten: der Internationale Währungsfonds und die Weltbank. Zahlreiche Entwicklungs- und Schwellenländer, die in deren Abhängigkeit gerieten, waren hierdurch gezwungen, gleichfalls auf neoliberalen Kurs umzusteuern. Dies geschah allerdings nicht selten mit Unterstützung weiter Teile der jeweiligen einheimischen Eliten aus Politik, Wirtschaft und Militär.

In Deutschland brachte die Wahl von Bundeskanzler Helmut Kohl 1982 einen konservativen Umschwung – und eine neoliberale Wende in der Sozial- und Wirtschaftspolitik. Rhetorisch orientierte sich Kohl am Ordoliberalismus, in seiner tatsächlichen Politik aber sehr viel stärker an US-amerikanischen und britischen Vorbildern. Steigender Arbeitslosigkeit und steigender Staatsverschuldung sollte nunmehr mit klassisch neoliberalen Maßnahmen entgegengetreten werden: Privatisierungen, Sozialabbau, der Abbau der Rechte von ArbeitnehmerInnen sowie Kürzungen der öffentlichen Haushalte wurden politisches Programm.¹⁴ Allerdings blieb das Ausmaß, in dem die Kohl-Regierung neoliberale Konzepte auch tatsächlich umsetzte, zunächst noch hinter ihren US-amerikanischen und britischen Vorbildern zurück.

Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten in Osteuropa hielt in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren auch dort der Kapitalismus in seiner neoliberalen Variante Einzug. Unterstützt durch neoliberale Stiftungen und Institute wurden Wissenschaftler aus dem Westen eingeflogen, insbesondere aus den USA. Sie entwarfen radikale Pläne, auf deren Grundlage binnen kürzester Zeit Unternehmen privatisiert, Märkte geöffnet, Währungen reformiert sowie Wechselkurse und Preise freigegeben wurden.¹⁵ In den meisten Ländern – etwa Polen, Ungarn, Tschechien – wurde dabei auch interessierten Investoren aus dem Ausland ein Zugang gewährt. Dies führte dazu, dass sich heute weite Teile der Medien und der Industrie dieser Länder in westlichen Händen befinden. Wenige Länder, allen voran Russland, erschwerten hingegen ausländischen Investoren den Zugang. Dort befinden sich weite Teile der Medien und der Industrie heute in den Händen weniger superreicher Oligarchen.

Nicht in allen Fällen erfolgten die neoliberalen »Reformen« dabei friedlich und demokratisch. Als sich 1993 das russische Parlament den Plänen des damaligen Präsidenten Boris Jelzin verweigerte, löste dieser die Volksvertretung kurzerhand auf. Damit verstieß er gegen die Verfassung; Russland geriet an den Rand eines Bürgerkriegs. Jelzin konnte sich letzten Endes nur gewaltsam gegen das Parlament und gegen Proteste auf der Straße durchsetzen. Er zögerte nicht, dies auch zu tun.¹⁶

Während im Westen bis dahin neoliberales Gedankengut weitgehend nur in liberalen und konservativen Parteien verding, begannen sich ab den 1990er Jahren auch sozialdemokratische und linksliberale Parteien neoliberal auszurichten. Der damalige Präsident Bill Clinton ebnete den Weg der Demokratischen Partei in den USA zu den so genannten *New Democrats*. Daran orientierte sich auch *New Labour* in England unter dem damaligen Premierminister Tony Blair. Beide Parteien wandten sich vom eingreifenden Wohlfahrtsstaat und von ihrer traditionellen Programmatik ab. Sie forderten mehr Eigenverantwortung, mehr Flexibilität an den Arbeitsmärkten, weniger Sozialausgaben und ausgeglichene Staatshaushalte. Die traditionell starken Bindungen an die Gewerkschaften bröckelten.

Die deutsche Sozialdemokratie folgte spätestens in den 2000er Jahren diesem Pfad. Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) verkündete 2003 im Deutschen Bundestag in klassischer neoliberaler Rhetorik: »Wir werden Leistungen des Staates kürzen, Eigenverantwortung fördern und mehr Eigenleistung von jedem Einzelnen abfordern müssen.« Es folgte unter dem Schlagwort *Agenda 2010* ein in der Geschichte der Bundesrepublik bis dahin nie da gewesener Abbau von Sozialleistungen und sozialen Rechten. Prekäre Beschäftigung wurde ausgeweitet, ein auch im internationalen Vergleich großer Niedriglohnsektor geschaffen. Die Gewerkschaften wurden institutionell geschwächt, was zu Lohnverlusten der ArbeitnehmerInnen führte. Spätestens jetzt war Deutschland gleichgezogen mit den zwei westlichen Vorreitern des Neoliberalismus, mit den USA und Großbritannien.

Der Neoliberalismus hat sich in den letzten Jahrzehnten zur global vorherrschenden gesellschaftspolitischen Ideologie entwickelt. Er konnte sich gleichermaßen in rechten und bis dahin linken Parteien

verankern; demokratische Regierungen griffen und greifen ebenso auf ihn zurück wie diktatorische Regime. Neoliberale Ideen wirken sich heute in verschiedensten Politikfeldern wie Wirtschafts-, Sozial- und Bildungspolitik aus. Sie prägen ganze Gesellschaften.

Staat, Gesellschaft und Markt

Der Neoliberalismus ist sehr viel mehr eine politische und gesellschaftliche Ideologie als eine ökonomische Theorie. Dies wird etwa daran deutlich, dass es im Neoliberalismus, anders als im klassischen Liberalismus, kein einfaches *Laissez-faire* gibt: Märkte sind hier nichts einfach Gegebenes, sondern etwas Gemachtes. Die marktförmige Gestaltung von Gesellschaften ist bewusstes politisches Ziel.¹⁷ Zugleich gelten dem Neoliberalismus idealisierende Vorstellungen von Märkten als Maßstäbe, an denen sich Regierungen und Politik messen lassen müssen. Aus diesen Gründen wirken in neoliberalen Gesellschaften Marktprinzipien auch weit über die Ökonomie hinaus in immer mehr Bereichen von Staat und Gesellschaft.¹⁸

Diese Entwicklung nimmt unterschiedliche Formen an. Sie kann analytisch sein – beispielsweise wenn demokratische Wahlen oder zwischenmenschliche Partnerschaften in Kategorien von Angebot und Nachfrage interpretiert werden. Hier werden also nicht-marktförmige Bereiche wie Märkte angesehen. Sie kann aber auch und vor allem durch die tatsächliche Übertragung von Marktmechanismen auf Bereiche erfolgen, in denen diese vorher nicht oder nur eingeschränkt wirkten. Dies ist etwa bei der direkten Privatisierung ehemals öffentlicher Unternehmen und Einrichtungen der Fall. So werden heute in den USA selbst Gefängnisse von Privatunternehmen betrieben. In England und Neuseeland wurde das Bahnsystem privatisiert – mit der Konsequenz schlechterer Bahnverkehre und erheblicher Folgekosten für Staat und Gesellschaft. In Deutschland hat man seit den 1990er Jahren beispielsweise in großem Umfang Wohnungsbestände privatisiert, was später für steigende Mieten und mangelnden Wohnraum mitverantwortlich war. In vielen Ländern hat der Staat seit dem Ende

des Zweiten Weltkriegs ehemals öffentliche Industrieunternehmen an private Eigentümer verkauft.¹⁹ Gerade in Osteuropa geschah dies nach 1990 in großem Umfang.

Eine weichere, aber keineswegs weniger gefährliche Form der Privatisierung bilden so genannte *Public-Private Partnerships (PPP)*, bei denen private und öffentliche Akteure zusammenarbeiten. In der Regel übernehmen private Firmen dabei die Planung, den Bau, die Finanzierung und auch den Betrieb einer Infrastruktureinrichtung.²⁰ Ihren Ursprung hat diese Form der Privatisierung in Großbritannien. Dort hatte man mit direkten Formen der Privatisierung während der Regierungszeit Margaret Thatchers schlechte Erfahrungen gemacht (Eisenbahn!) und suchte nach Alternativen.

Eine weitere indirekte Form der Privatisierung öffentlicher Aufgaben stellt die Liberalisierung von Märkten bzw. die Zulassung und Förderung privater Wettbewerber dar. Hier wäre etwa an die Liberalisierung des öffentlichen Personentransports in Deutschland zu denken: Seit 2013 dürfen private Fernbuslinien eingerichtet werden, die den öffentlichen und privaten Bahnen Konkurrenz machen (nicht zuletzt dank der schlechten Bezahlung und der schlechten Arbeitsbedingungen der BusfahrerInnen). In ähnlicher Weise sind in den letzten Jahren in einigen Ländern private Schulen und Hochschulen entstanden, teils mit beträchtlicher öffentlicher Förderung, die öffentliche Bildungseinrichtungen unter Druck setzen.²¹

Diese verschiedenen Formen der Privatisierung und Liberalisierung entziehen gesellschaftlich wichtige Aufgabenbereiche (wie Energie- und Wasserversorgung, öffentlichen Verkehr und Gesundheitsdienstleistungen) der öffentlichen und demokratischen Kontrolle. Zudem führen sie in vielen Fällen zu schlechterer Aufgabenerfüllung bei gleichzeitig höheren Kosten. Dennoch bildet Privatisierung nach wie vor ein wesentliches Element neoliberaler Politik.²² Zur Begründung wird immer wieder die letztlich unbewiesene und oft genug falsche Behauptung ins Feld geführt, dass private Akteure besser und effektiver wirtschafteten als staatliche.²³

Außerdem hat sich die schlechte Finanzlage der öffentlichen Haushalte als Hebel für Privatisierungen erwiesen. Sie wird immer

wieder zum Vorwand genommen, um privaten Unternehmen öffentliche Aufgaben zu übertragen bzw. staatliche Unternehmen und Einrichtungen zu privatisieren. Dies ist umso fragwürdiger und widersprüchlicher, als die zunehmende öffentliche Verschuldung zu einem guten Teil gerade auf neoliberale Politikrezepte zurückgeführt werden kann. Wer das Recht auf Eigentum für unantastbar und jede am Markt herbeigeführte Verteilung von Einkommen und Vermögen für gerecht hält, der wird die Besteuerung von Einkommen und Vermögen ablehnen bzw. auf ein absolutes Minimum reduzieren. Dies war und ist neoliberale Politik. Man hat in vielen Ländern die Spitzensteuersätze bei der Einkommensteuer ebenso gesenkt wie Vermögenssteuern sowie Steuern auf Unternehmensgewinne und Kapitaleinkommen. Vor allem in Ländern Osteuropas hat man sogar *Flat taxes* eingeführt. Dies sind Einheitssteuern, bei denen auf alle Einkommen ein einheitlicher niedriger Steuersatz angewendet wird. Hohe und niedrige Einkommen werden also prozentual gleich besteuert.

Noch umfassender hat man in der Europäischen Union (und auch global) einen Steuerwettbewerb herbeigeführt. Er zwingt die Staaten, durch möglichst niedrige Steuern attraktiv für Unternehmen und reiche Privatpersonen zu sein. Dieser Wettbewerb wurde zum zentralen Argument für die (weitere) Senkung von Steuern. Angesichts solcher Entwicklungen kann der zurückliegende Anstieg der öffentlichen Verschuldung fast aller Staaten nicht überraschen.

In ähnlicher Weise, wie man mit dem Argument hoher öffentlicher Schuldenstände seit Jahrzehnten Privatisierungen vorantreibt, baut man die sozialen Sicherungssysteme zurück. Dies stellt im Grunde auch eine Privatisierung dar, nämlich die der sozialen Sicherung. Sozialleistungen (etwa Arbeitslosengeld, Renten oder Krankenversicherungsleistungen) wurden und werden in zahlreichen Ländern reduziert oder gleich ganz abgeschafft. In Demokratien geschah dies meist in mehreren kleineren Schritten, in Diktaturen bisweilen auch schlagartig.

Begleitet wurde diese Politik des Sozialabbaus einerseits von Forderungen nach mehr »Aktivität« und »Eigenverantwortung« der Menschen, andererseits von Beschimpfungen der Arbeitslosen und Armen.²⁴ Schuld an Armut und Arbeitslosigkeit seien die Betroffenen

selbst. So wird nicht nur²⁵ in Deutschland seit etwa Mitte der 1990er Jahre eine Diskussion um eine angeblich faule, moralisch verlotterte und gesellschaftlich unnütze »Unterschicht« geführt, die nicht mehr in den Arbeitsmarkt und in die Mehrheitsgesellschaft integriert werden könne. Diese Behauptung gilt den VertreterInnen einer solchen Politik als Argument und Grund dafür, soziale Leistungen zu reduzieren und Strafen für angebliches Fehlverhalten etwa von Arbeitslosen zu verschärfen. Ein Übriges taten Verweise auf die Konkurrenz zwischen Wirtschaftsstandorten sowie auf den demographischen Wandel: Beide wurden immer wieder als Argumente für die angeblich abnehmende Finanzierbarkeit der Sozialsysteme ins Feld geführt.²⁶

Der auf diese Weise angegriffene moderne Wohlfahrtsstaat (Sozialstaat) stellt das erste der zwei wichtigsten Feindbilder des Neoliberalismus dar. Dafür gibt es mehrere Gründe, von denen fünf im Folgenden genannt seien. Erstens verändert der Wohlfahrtsstaat, da er finanzielle Mittel umverteilt, die Verteilung von Einkommen und Vermögen, die sich am Markt ergibt. Er greift damit nicht nur in Marktprozesse, sondern zweitens auch in das persönliche Eigentum ein. Drittens stellt er, gerade weil er enorme finanzielle Mittel umverteilt, ein wichtiges Instrument zur Lenkung von Märkten wie auch zur konjunkturellen Steuerung dar – was Neoliberale ablehnen. Viertens verhindert er, dass Märkte und unternehmerisches Handeln in bestimmten Bereichen überhaupt stattfinden können. Wenn es beispielsweise eine staatliche Altersvorsorge gibt, so gibt es keinen oder nur einen kleinen Markt für eine private Altersvorsorge. Fünftens reduziert der Wohlfahrtsstaat die Lebensrisiken der Menschen. Dies stellt aus neoliberaler Sicht nicht nur einen Eingriff in die Freiheit selbst jener Menschen dar, die von der sozialen Absicherung profitieren, sondern senkt auch deren Motivation (etwa zur Arbeitsaufnahme).

Das zweite wichtige Feindbild des Neoliberalismus steht mit dem ersten in engem Zusammenhang: die solidarische Organisation von ArbeitnehmerInnen in Gewerkschaften sowie die kollektive Verhandlung von Löhnen. Neoliberale halten es für einen Eingriff in die Vertragsfreiheit und in Marktprozesse, wenn Löhne nicht je einzeln zwischen ArbeitnehmerIn und ArbeitgeberIn ausgehandelt werden.

Starke Gewerkschaften sind ihnen ein Graus. Es überrascht deshalb nicht, dass direkte und indirekte Angriffe auf Gewerkschaften regelmäßig zu den ersten und wichtigsten Maßnahmen gehören, die neoliberale Regierungen ergreifen. Dies zeigte sich nicht nur geschichtlich an den Beispielen Pinochet/Chile, Reagan/USA und Thatcher/Großbritannien, sondern auch an der Krisenpolitik der Europäischen Union ab 2009. Die Schwächung der Gewerkschaften und der Tarifvertragssysteme in Südeuropa bildet einen zentralen Bestandteil dieser Politik.

Die neoliberale Politik hatte Konsequenzen. So ist seit den 1970er Jahren die Lohnquote in fast allen Ländern deutlich zurückgegangen. Die Lohnquote ist eine wichtige Kennziffer, um die Verteilung der Einkommen in einem Land zu beurteilen. Sie gibt den Anteil der Einkommen der ArbeitnehmerInnen an allen Einkommen einer Volkswirtschaft wieder. In Japan ist die Lohnquote von etwa 80 Prozent Mitte der 1970er Jahre auf etwa 65 Prozent Ende der 2000er Jahre eingebrochen. In Deutschland ging sie im gleichen Zeitraum von etwa 73 Prozent auf etwa 64 Prozent zurück. In Frankreich betrug 1983 die Lohnquote noch fast 77 Prozent, Ende der 2000er Jahre hingegen nur noch weniger als 65 Prozent. In den USA sank sie von 72 Prozent Anfang der 1970er Jahre auf etwa 63 Prozent Ende der 2000er Jahre.²⁷ In Österreich betrug die Lohnquote Ende der 1970er Jahre noch über 76 Prozent, bis 2012 war sie auf unter 67 Prozent zurückgegangen.²⁸ In Griechenland sank die Lohnquote alleine im Zuge der europäischen Krisenpolitik zwischen 2009 und 2014 von fast 56 auf unter 48 Prozent, in Zypern von fast 56 Prozent auf unter 50 Prozent.²⁹

Von allen Einkommen fließt also ein immer geringerer Teil in die Taschen der ArbeitnehmerInnen. Und das länderübergreifend. Die systematische Schwächung von Gewerkschaften und ArbeitnehmerInnen im Zuge neoliberaler »Reformen« ist dafür der bei Weitem wichtigste Grund. Freuen können sich die BesitzerInnen von Unternehmen und Vermögen.

Sinkende Lohnquoten, Sozialabbau und steuerliche Entlastungen für Unternehmen sowie für Reiche sind die wichtigsten Gründe dafür, dass die soziale Ungleichheit in so gut wie allen Ländern der Erde

deutlich zugenommen hat – ein Prozess, der nach wie vor in Gang ist. In den USA stiegen die Einkommen der reichsten 10 Prozent der Bevölkerung zwischen Anfang der 1980er und Mitte der 2000er Jahre von etwa 32 Prozent auf fast 45 Prozent aller Einkommen an. In Deutschland betrug der Anteil der reichsten zehn Prozent der Bevölkerung an allen Einkommen im Jahr 1968 noch 30,5 Prozent, im Jahr 2007 schon über 38 Prozent. In Österreich stieg der Anteil der reichsten 20 Prozent der Bevölkerung von 40,2 Prozent im Jahr 1976 auf 47,4 Prozent im Jahr 2010. In Argentinien verdienten 1970 die reichsten zehn Prozent der Bevölkerung im Durchschnitt das Zwölfwache dessen, was die ärmsten zehn Prozent verdienten – 2002 war dieses Verhältnis auf das 43-fache angestiegen. Großbritannien wurde unter Thatcher von einem Land mit sehr niedriger Einkommens-Ungleichverteilung zu einem Land mit einer der weltweit höchsten. Ähnliche Anstiege der Einkommens-Ungleichheit ließen sich früher oder später auch in zahlreichen anderen Ländern beobachten, etwa in Australien, Neuseeland, Kanada und den meisten hier nicht genannten Ländern der Europäischen Union.³⁰

Sozialabbau und Angriffe auf Gewerkschaften zielen darauf, die Menschen unmittelbar den Marktmechanismen auszuliefern. Nicht zwischenmenschliche Solidarität und sozialer Ausgleich, sondern Konkurrenz und Rivalität werden auf diese Weise zu vorherrschenden Prinzipien. Entscheidend ist dabei allerdings, dass diese Entwicklung aus neoliberaler Sicht nicht als brutal und kalt verstanden, sondern positiv interpretiert wird: als Gewinn an Freiheit, Eigenverantwortung und persönlicher Autonomie.³¹ Menschen im Neoliberalismus sollen dessen Regeln und Anforderungen verinnerlichen und als etwas Positives auffassen. Soziale Ungleichheit wird entsprechend als notwendig und unumgänglich, oft sogar als wünschenswert angesehen.

Auf einer übergeordneten Ebene lassen sich Privatisierungen, Liberalisierungen, Steuersenkungen, Sozialabbau und Angriffe auf Gewerkschaften als Maßnahmen verstehen, durch die Staaten ihre Position in der Konkurrenz um private Investitionen und um Absatzmärkte zu verbessern suchen. Seit dem Zweiten Weltkrieg wurde

etwa durch Freihandelsabkommen, durch den Abbau von Kapitalverkehrskontrollen, durch die Einführung freier Wechselkurssysteme und durch die Liberalisierung der Finanzmärkte eine solche Konkurrenz bewusst geschaffen.³² Diese *Globalisierung* war und ist damit etwas politisch bewusst Herbeigeführtes. In der öffentlichen Debatte wird sie gleichwohl meist als automatische, alternativlose und nicht beeinflussbare Entwicklung dargestellt. Nicht nur, aber vor allem der Neoliberalismus lieferte Stichworte und Argumente für diese Politik, die die Staaten zu »nationalen Wettbewerbsstaaten«³³ machte.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass der Staat im Neoliberalismus – wohl entgegen der landläufigen Meinung – eine durchaus zentrale Rolle spielt. Er ist politisches Instrument zur Durchsetzung von Marktmechanismen in immer mehr Bereichen von Ökonomie und Gesellschaft. Dieses strategische Verhältnis zum Staat ist, allem staatskritischen Gerede der Neoliberalen zum Trotz, eines der zentralsten Merkmale ihrer Ideologie. Doch der Staat ist für die Neoliberalen auch in einem weiteren Sinne relevant: Als Institution, die auf autoritäre Weise Recht und Ordnung aufrechterhält. Es geht ihnen also keineswegs darum, den Staatsapparat so klein wie möglich zu machen, sondern ihn vielmehr in einer spezifischen Weise neu auszurichten. Anders als der traditionelle Liberalismus des 19. Jahrhunderts ist sich der Neoliberalismus der Bedeutung autoritärer und undemokratischer Maßnahmen und Strukturen für den eigenen Machterhalt und zur Bearbeitung gesellschaftlicher Konflikte durchaus bewusst.³⁴ Es überrascht daher nicht, dass neoliberale Politik zuerst in Militärdiktaturen umgesetzt wurde. Und auch in Demokratien war sie oft genug von autoritären Maßnahmen, von brutalen Polizeieinsätzen und der Verletzung rechtsstaatlicher Prinzipien begleitet.

Neoliberales Denken ist von einer tiefen Skepsis bis Abneigung gegenüber demokratischer Willensbildung und gegenüber persönlichen Rechten durchzogen. Davon sind lediglich das Recht auf Eigentum und andere ökonomische Rechte ausgenommen. Neoliberale haben immer wieder entsprechende Vorschläge zur politischen Gestaltung von Gesellschaften unterbreitet: So entzieht der Vorschlag Friedrich August von Hayeks für eine ideale Verfassung breiten Schichten

der Bevölkerung ihre demokratischen Mitbestimmungsrechte.³⁵ Der US-Ökonom James M. Buchanan möchte die Staatsverschuldung durch Vorgaben oder Verbote begrenzen, da Politik mehr an Wahlen als am Gemeinwohl orientiert sei.³⁶ Diese demokratiefeindliche Idee ist mit der so genannten *Schuldenbremse* in Deutschland und der Schweiz sowie mit dem *Fiskalpakt* in Europa politische Realität geworden. Ähnlich undemokratische Gedanken finden sich auch bei den deutschen Ordoliberalen: Walter Eucken führte 1932 die damalige Wirtschaftskrise auf den demokratischen Einfluss der »Massen« zurück. Alexander Rüstow forderte im gleichen Jahr, also kurz vor der Machtübertragung an die Nazis, ein Außerkraftsetzen der Demokratie, um politische Eingriffe in Marktprozesse zu unterbinden. Solche Forderungen finden sich auch bei Wilhelm Röpke und Alfred Müller-Armack.³⁷ Dieser *autoritäre Liberalismus* zeigt sich bisweilen sehr offen: Beispielsweise, wenn Regierungen – wie in Südeuropa während der Eurokrise – gewerkschaftliche Streiks gewaltsam niederschlagen oder wenn demokratische Regierungen – wie 1973 in Chile – gestürzt und durch Militärdiktaturen ersetzt werden.³⁸

Dem Staat kommen im Neoliberalismus damit wichtige, in ihrer Reichweite aber strikt begrenzte Aufgaben zu. Er soll das (Wirtschafts-) Recht und die marktförmige Ordnung aufrechterhalten, im Extremfall auch gewaltsam durchsetzen, er soll Rahmenbedingungen für das Funktionieren von Märkten schaffen und Marktmechanismen auf immer mehr gesellschaftliche Bereiche ausweiten. Neoliberale bestreiten allerdings jede hierüber hinausgehende Möglichkeit und Sinnhaftigkeit zentraler kollektiver Zwecksetzung und Organisation von Gesellschaft. In die Märkte selbst darf der Staat folgerichtig ebenso wenig eingreifen wie in die Verteilung von Einkommen und Vermögen, die sich aus Marktprozessen ergibt.

Diese Enthaltensamkeit gegenüber Eingriffen in die Märkte wird im Wesentlichen mit zwei Argumenten begründet: erstens mit der vermeintlichen Überlegenheit dezentraler Märkte gegenüber einer zentraleren Steuerung wirtschaftlicher Prozesse und zweitens mit den individuellen Rechten der am Markt Teilnehmenden, insbesondere mit ihren Freiheitsrechten und ihrem Recht auf Eigentum.

Eine solche Dopplung ist typisch für neoliberales Argumentieren: Sehr häufig werden hier empirische Aussagen (meint: Aussagen über das, was angeblich eine Tatsache ist) von normativ-moralischen Aussagen (meint: Aussagen über das, was aus neoliberaler Sicht moralisch gut und richtig ist) begleitet. Einige Beispiele: Liberale behaupten, dass ein marktförmiges Wirtschaftssystem effektiver und erfolgreicher (angebliche Tatsache) und freiheitlicher (moralische Aussage) sei als ein stärker staatlich geprägtes. Eine hohe Besteuerung hoher Einkommen, Vermögen und Gewinne sei wirtschaftlich ineffektiv (angebliche Tatsache) und ungerecht (moralische Aussage). Niedrigere Löhne für bestimmte Gruppen der ArbeitnehmerInnen schufen Arbeitsplätze (angebliche Tatsache) und seien leistungsgerechter (moralische Aussage). Und ein hohes Arbeitslosengeld senke die Motivation der Arbeitslosen und führe damit zu verhärteter Arbeitslosigkeit (angebliche Tatsache) und belaste jene, die durch ihre Arbeit etwas leisten (moralische Aussage).

Solche empirischen und solche normativ-moralischen Aussagen stützen sich gegenseitig. Nur zu versuchen, liberale Tatsachen-Behauptungen mit Zahlen und Argumenten zu widerlegen, greift daher zu kurz. Es gilt vielmehr, gerade auch jene Mechanismen in den Blick zu nehmen, durch die der Liberalismus bestimmte Annahmen, Wünsche, Handlungen und Überzeugungen als richtig, gut und gerecht im Denken der Menschen verankert. In solche Mechanismen soll dieses Buch einführen. Ausgangspunkt dafür sind zunächst Überlegungen zum Menschenbild und zur Moral des Liberalismus.

Moral, Freiheit und Leistung im Liberalismus

Vermutlich hat niemand die liberale Sichtweise auf den Menschen anschaulicher auf den Punkt gebracht als Margaret Thatcher. Von ihr stammt die bekannte Behauptung, es gebe keine Gesellschaft, sondern nur Individuen und Familien. Diese Äußerung ist allerdings weniger als Beschreibung eines Ist-Zustands denn als Formulierung eines Ziels zu verstehen: Der Liberalismus möchte Gesellschaft im Sinne

einer neoliberalen Marktgesellschaft formen. Dies betrifft auch und gerade die Menschen selbst.

Neoliberale Ideologie hat deshalb klare und strikte Vorstellungen davon, wie ein Mensch zu sein und sich zu verhalten hat. Diese »neoliberale Moral« ist unmittelbar auf die Rolle der einzelnen Menschen am Markt bezogen: Diese sollen sich *marktkonform* verhalten, die Erwartungen und vermeintlichen »Gesetzmäßigkeiten« des Marktes also annehmen und ihnen gemäß handeln. Die Menschen sollen sich bemühen, *wettbewerbsfähig* gegenüber anderen Marktakteuren zu sein oder zu werden. Die Menschen sollen insofern *unterwürfig* sein, als sie die durch den Markt generierte Verteilung von Einkommen und Vermögen kritiklos akzeptieren und ihre eigenen Einkommens- und Vermögensverhältnisse als selbstverantworteten Erfolg oder Misserfolg werten. Sie sollen *aktiv* sein und die durch den Markt hervorgebrachte Verteilung zu eigenen Gunsten verbessern. Um dabei Erfolg zu haben, sollen die Menschen *unternehmerisch* und *egoistisch* denken und handeln und sich *selbstdiszipliniert* verhalten. Und gegenüber den sich wandelnden Erfordernissen des Marktes sollen sie sich *anpassungsbereit* und *flexibel* zeigen.

Diese Anforderungen haben bemerkenswerte Folgen: Sie führen dazu, dass sich Menschen permanent *selbst thematisieren*, *selbst optimieren* und *selbst darstellen* müssen. Sich selbst thematisieren meint dabei, sich immer wieder zu prüfen und zu fragen: In welchem Maße werde ich den an mich gestellten Anforderungen gerecht? Wo habe ich Defizite? Wie kann ich mich weiterentwickeln? Wo muss ich mich an gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel anpassen? Welche Beziehungen und Kontakte zu anderen Menschen benötige ich, welche nicht? Der »ideale« neoliberale Mensch analysiert sich also selbst mit Blick auf die Erwartungen, die sich tatsächlich oder angeblich an ihn richten.

Sich selbst optimieren meint, aus dieser Selbstanalyse Konsequenzen zu ziehen: Wie kann ich meinen Erfolg, die Anerkennung anderer Menschen und meine gesellschaftliche Akzeptanz steigern? Wie kann ich meine Defizite ausmerzen? Welche Chancen kann ich nutzen, um mich im Konkurrenzkampf von anderen Menschen abzuheben?

Welche Möglichkeiten habe ich, um mir Vorteile zu verschaffen? Der »ideale« neoliberale Mensch nimmt Veränderungen an sich selbst vor, um den Erwartungen von Markt und Gesellschaft gerecht zu werden. Jede einzelne Maßnahme der Selbstoptimierung gilt dabei als normal und gut; sie ist gesellschaftlich anerkannt und erwünscht (zumindest, solange sie nicht ungesetzlich ist oder als unmoralisch angesehen wird). Aus persönlicher Perspektive erscheint dieses Sich-Anpassen als Versuch, sich selbst und das eigene Leben besser, interessanter, angenehmer zu machen – etwa durch eine zusätzliche Ausbildung, ein neues Sofa, einen Yoga-Kurs, eine Schönheitsoperation oder den Besuch im Fitness-Studio.

Sich zu optimieren alleine bringt allerdings wenig, wenn andere es nicht mitbekommen. Selbstdarstellung ist deshalb der dritte Schritt auf dem Weg zum »idealen« neoliberalen Menschen.

Zu alledem sind Menschen, die im Neoliberalismus leben, in der Regel durchaus bereit. Sei es aus innerer Überzeugung, sei es aus Angst vor sozialem Abstieg – sie eignen sich die neoliberale Moral an und handeln ihr gemäß. Dies tun sie keineswegs in einander gleicher Weise und keineswegs ohne Widerspruch, auch tun es keineswegs alle Menschen in gleichem Ausmaß. Und doch gilt: Es ist schwer, sich der neoliberalen Moral zu entziehen. Zu sehr hängen schließlich das eigene Leben, das Einkommen, der eigene soziale Status und gesellschaftliche Anerkennung davon ab, sich im Neoliberalismus zu bewähren.

Nun hat es allerdings gewiss wenig mit Freiheit zu tun, Marktergebnisse unhinterfragt zu akzeptieren und sich permanent den Erfordernissen von Markt und Gesellschaft anzupassen. Der Neoliberalismus verlangt und vertritt bei genauer Betrachtung sehr viel mehr Konformismus als kritische Eigenständigkeit. Dennoch agieren Liberale gerne und oft mit dem Begriff der Freiheit. Sie meinen damit allerdings lediglich die Abwesenheit von politischen Eingriffen in Marktprozesse (soweit diese Eingriffe lenken oder korrigieren sollen). Ein solcher reduzierter Freiheitsbegriff (»Freiheit von etwas« statt »Freiheit zu etwas«) wird gemeinhin als »negative Freiheit« bezeichnet.

Eine politisch-demokratische Konzeption von Freiheit hat der Neoliberalismus hingegen nicht. Er unterscheidet sich damit grund-

legend vom politischen Liberalismus des 19. Jahrhunderts: Jener hatte einen weitergehenden, positiven Freiheitsbegriff, mit dem er für Bürgerinnen und Bürger einen unmittelbar politisch-demokratischen Anspruch erhob. Das Wahlrecht beispielsweise galt als notwendige Freiheit, damit aufgeklärte und selbstbewusste Menschen an Politik und Gesellschaft teilhaben konnten. Dem Neoliberalismus hingegen liegt eine Idee von Freiheit zu Grunde, die lediglich auf die Integration der Menschen in Marktprozesse zielt.³⁹ Ein Mensch gilt hier als frei, wenn sein Eigentum geschützt und sein legitimer Handlungsspielraum am Markt von politischen Eingriffen verschont bleibt. Aus Marktprozessen resultierende Zwänge werden gerade nicht als solche verstanden: Zwang ist etwa bei Hayek per Definition immer etwas, das von Politik, Staat und Gesellschaft ausgeht, nicht aber von Märkten oder Marktakteuren.⁴⁰

Ein solcher Freiheitsbegriff hat merkwürdige Konsequenzen: Ein verarmter Mensch, der Arbeit für Hungerlöhne annehmen muss, weil andernfalls seine Existenz gefährdet wäre, ist aus dieser Perspektive frei. Schließlich sind es Marktprozesse, die hier wirken und ihn in schlecht entlohnte Arbeitsverhältnisse drücken. Dieser Mensch gilt aus neoliberaler Perspektive selbst dann noch als frei, wenn er aus finanziellen oder zeitlichen Gründen nicht an demokratischen Prozessen teilhaben kann. Ein reicher Mensch hingegen, dem staatliche Einrichtungen Geld wegnehmen, um es Ärmern zu geben, ist aus dieser Perspektive nicht frei. Schließlich liegt hier ein Eingriff von außen vor, mit dem die am Markt generierte Verteilung von Einkommen oder Vermögen verändert wird. Hinzu kommt, dass eine solche Umverteilung aus neoliberaler Perspektive falsche Anreize setzt, da sie die angebliche Aktivität des Reichen bestraft und die angebliche Nicht-Aktivität der Ärmern belohnt.⁴¹

Ein solcher Freiheitsbegriff ist mit Forderungen nach Verteilungsgerechtigkeit und sozialer Teilhabe unvereinbar. Es überrascht daher nicht, dass die Neoliberalen die Idee sozialer (Verteilungs-)Gerechtigkeit rundherum ablehnen.⁴² Sie nehmen stattdessen eine Neuinterpretation der sozialen Gerechtigkeit vor, die zwei Stoßrichtungen hat: Erstens versuchen sie, einen eigenen Begriff sozialer Gerechtigkeit

zu entwickeln, der lediglich die Wahrung negativer Freiheit verlangt. Eine Verteilung gilt hiernach als gerecht, wenn sie sich am Markt ergibt.⁴³ Zweitens versucht neoliberale Theorie, jene Begriffe von sozialer Gerechtigkeit politisch, ökonomisch und moralisch zu verteufeln, die nicht auf das Zustandekommen, sondern auf das Ergebnis der Verteilung abzielen. Mit dieser Absicht bezeichnet Hayek den Ausdruck »soziale Gerechtigkeit« explizit als »Unsinn«.⁴⁴

Das Ausmaß sozialer Ungleichheit ist damit – aus neoliberaler Sicht – nicht relevant, um die Verteilung von Einkommen und Vermögen politisch und moralisch zu beurteilen. Verarmte und ausgegrenzte Menschen haben sich nicht über die eigene Situation zu beschweren oder gar Umverteilung einzufordern. Vielmehr sollen sie im Sinne der oben beschriebenen, neoliberalen Moral die marktgegebene Verteilung akzeptieren. Durch Selbstthematisierung, Selbstoptimierung und Selbstdarstellung sollen sie ihre Situation verbessern.

Eine Marktgesellschaft kann nun allerdings nicht garantieren, dass Anstrengungen und Fähigkeiten der Menschen tatsächlich auch zum Erfolg führen. Dessen sind sich sogar die Neoliberalen bewusst. Es ist in ihren Augen gar Bedingung dafür, dass der Markt der effektivste und leistungsfähigste Mechanismus zur Produktion und Verteilung gesellschaftlichen Wohlstands sein kann. So betont Hayek, dass der »unpersönliche Prozeß« des Marktes die »verstreuten Kenntnisse« der Menschen nutze und diesen zugleich durch Preise (und Löhne) Handlungsanweisungen gebe.⁴⁵ Dies fördere die Produktion und zeige den Menschen den für sie »lohnendsten Platz im Gesamtrahmen der Aktivitäten«. Rücksicht auf »Bedürfnisse und Verdienste« aber könne dieser Prozess nicht nehmen. Oder mit anderen Worten: Der Markt erhöhe lediglich die Chancen jedes einzelnen Menschen auf Wohlstand, er könne aber nicht garantieren, dass jeder Mensch auch einen den eigenen Anstrengungen und Fähigkeiten entsprechenden Wohlstand erreiche.⁴⁶

Eine Marktgesellschaft kann damit weder Chancengleichheit noch Leistungsgerechtigkeit gewährleisten. Chancengleichheit nicht, weil die Ausgangsbedingungen der Menschen am Markt unterschiedlich sind. Viele Marktakteure müssen, um gleiche Chancen auf gleichen

Wohlstand zu haben, mehr als andere leisten. Schon das schließt Leistungsgerechtigkeit ebenso wie Chancengleichheit aus. Hinzu kommt der von Hayek beschriebene Umstand, dass Leistung und Entlohnung am Markt nicht miteinander einhergehen. Leistung führt nicht automatisch zu Erfolg, und umgekehrt setzt Erfolg nicht zwingend Leistung voraus. Dieses Missverhältnis zwischen Leistung und Entlohnung hat in quasi allen westlichen Industriestaaten mit zunehmender Umsetzung neoliberaler Ideen sogar zugenommen.⁴⁷ Dies wird beispielsweise deutlich, wenn man sich die geradezu explodierenden Einkommen und Vermögen auf der einen Seite und den wachsenden Niedriglohnsektor auf der anderen Seite vor Augen führt. Oder wenn man sich vor Augen führt, wie stark die soziale Herkunft eines Menschen seinen weiteren Lebensweg bestimmt.⁴⁸ Ausgerechnet der für neoliberale Ideologie so zentrale Leistungsbegriff erweist sich damit als hochproblematisch.

Eine Diskussion des Leistungsbegriffs wird dadurch noch verkompliziert, dass er weder eindeutig noch objektiv ist. »Leistung« ist vielmehr als soziale Zuschreibung zu verstehen, als gesellschaftliches Urteil, durch das bestimmte soziale Gegebenheiten aufgewertet werden und Menschen Anerkennung erfahren. Im Wesentlichen lassen sich zwei Leistungsbegriffe unterscheiden: Auf der einen Seite ein Leistungsbegriff, der sich auf die Anstrengungen, die Zeit, die Fähigkeiten und das Wissen bezieht, die ein Mensch auf- und einbringt. Er entspricht wohl der alltagssprachlichen und verbreitetsten Vorstellung von Leistung. Ihm steht auf der anderen Seite ein Leistungsbegriff gegenüber, der sich lediglich auf Ergebnisse bezieht (»nur was hinten rauskommt zählt ...«). Er entspricht in etwa dem, was alltagssprachlich als »Ertrag« oder »Erfolg« bezeichnet wird.⁴⁹

Jüngere soziologische Untersuchungen haben gezeigt, dass der Gebrauch dieser Leistungsbegriffe weitgehend klassenspezifisch ist.⁵⁰ Gerade Menschen mit großen Einkommen bzw. mit höherer Qualifikation nehmen den zweitgenannten als Maßstab: Die eigene Leistung wird in ihren Augen durch finanziellen Erfolg dokumentiert bzw. ist mit diesem identisch; der Marktpreis gilt ihnen als gerechtes Lohnkriterium. Identifizierbare Leistungsbeiträge im Sinne des erst-

genannten Leistungsbegriffs hingegen halten sie für nachrangig oder gar unwichtig. Für ihr auf diese Weise konstruiertes Selbstverständnis als »LeistungsträgerInnen« beanspruchen sie gesamtgesellschaftliche Gültigkeit. Damit geraten Menschen mit geringen Einkommen oder niedrigerer Qualifikation in eine defensive Position: Sie folgen überwiegend dem erstgenannten Leistungsbegriff, der nach Anstrengung und Zeitaufwand, nach wirklichen Fähigkeiten und Wissen fragt. Anders als die selbst ernannten »LeistungsträgerInnen« leiten sie daraus aber keinen Anspruch auf politische Anerkennung oder höhere finanzielle Entlohnung ab.

Auf diese Weise wird Kritik an sozialer Ungleichheit unterbunden: Eine Sichtweise, der zufolge die erzielten Einkommen auf Marktpreise (Marktlöhne) zurückgeführt werden können und deshalb gerecht seien, setzt sich in Politik und Medien durch. Dies ist exakt jene Argumentation, die sich auch in neoliberalen Theorien findet.

Gleichwohl stellen sich den Neoliberalen damit zwei Probleme, die eng miteinander zusammenhängen: Die Rechtfertigung sozialer Ungleichheit durch den Verweis auf übergeordnete Marktmechanismen muss abstrakt und theoretisch bleiben. Dies gilt umso mehr, als der Verweis auf tatsächliche Anstrengungen, Zeitaufwand, Fähigkeiten und Wissen ja zumindest als Möglichkeit gegeben bleibt. Hier steckt durchaus kritisches Potential. Hinzu kommt, dass neoliberale Gesellschaften existentiell auf die Illusion angewiesen sind, dass Aufwand (im Sinne des erstgenannten Leistungsbegriffs) belohnt werde. Dies räumt sogar Hayek ein.⁵¹

Im Nebeneinander zweier einander ausschließender Leistungsbegriffe offenbart sich damit ein Grundwiderspruch neoliberaler Ideologie. Dieser kann nicht gelöst, wohl aber bearbeitet werden. Neoliberale Marktgesellschaften tun dies unter anderem, indem sie die Verantwortung für soziale Ungleichheit, für Benachteiligung und Verelendung den betroffenen Menschen zuweisen.⁵² Diesen wird unterstellt, die ihnen angeblich gebotenen Möglichkeiten nicht genutzt und sich nicht ausreichend angestrengt zu haben. Hier kommt unmittelbar die oben beschriebene neoliberale Moral zum Tragen. Begleitet und gerechtfertigt wird diese Schuldzuweisung von ständig

wiederholten Behauptungen einer angeblichen Überlegenheit von Marktmechanismen gegenüber Konzepten, die stärker auf kollektives Handeln, öffentliche Institutionen, Allgemeinwohl und sozialen Ausgleich setzen.

Neoliberales Denken und neoliberale Moral werden allerdings keineswegs nur in politischen Diskussionen und Auseinandersetzungen vermittelt. Neoliberalismus betrifft und erfasst nicht nur die vermeintlich »großen« Themen. Neoliberale Menschen- und Gesellschaftsbilder wirken sich vielmehr gerade auch auf den Alltag und im Alltag der Menschen aus. Sie prägen unser Denken und Fühlen, unser Sein, Sollen und Wollen.

Dieses Buch widmet sich kritisch den Mechanismen dieser Verankerung neoliberaler Ideologien im Bewusstsein der Menschen. Es interessiert sich für die Arten und Weisen, durch die Menschen zu neoliberalen Subjekten werden – zu Menschen also, die etwa marktkonform, wettbewerbsfähig, selbstdiszipliniert, anpassungsbereit, flexibel, egoistisch, aktiv und unternehmerisch sind, sein wollen oder sein sollen; zu Menschen, für die Selbstthematization, Selbstoptimierung und Selbstdarstellung eine selbstverständliche und alltägliche Freude sind oder zumindest sein sollen.

3.

Nicht für die Schule lernen wir!

Bildung und Lebenslanges Lernen

Bildung wurde, zumindest in Deutschland, Österreich und einigen anderen europäischen Ländern, vergleichsweise spät von neoliberalen Ideen erfasst – dafür aber umso heftiger. In den USA hat man schon ab den 1970er Jahren, in Großbritannien ab den 1980er Jahren neoliberale »Reformen« in Schulen und Hochschulen durchgeführt. In Deutschland kam eine breite neoliberale Bildungsdiskussion erst in den späten 1990er Jahren auf. Sie hatte aber rasch Konsequenzen: Seit den 2000er Jahren reiht sich Maßnahme an Maßnahme.

Bildung unter neoliberalen Vorzeichen

Drei Schlagworte tauchen in bildungspolitischen Programmen, Studien und Strategiepapieren der jüngeren Zeit immer wieder auf: Westliche Gesellschaften werden zunehmend als *Informations-* und *Wissensgesellschaften* sowie – damit zusammenhängend – als *wissensbasierte Ökonomien* beschrieben. Hinter diesen Begriffen steht die Annahme, dass Wissen heutzutage nicht nur immer schneller veraltet, sondern auch wichtiger denn je sei. Dies müsse, so wird gefolgert, Konsequenzen für die Menschen, ihren Wissenserwerb und damit für die Bildungspolitik haben.

Nun kann man mit guten Gründen daran zweifeln, dass diese Entwicklung wirklich so weitreichend ist, wie viele unterstellen. Schließ-

lich war Wissen immer schon Grundlage für Wirtschaft und Gesellschaft, waren Wirtschaft und Gesellschaft immer schon im Wandel begriffen. Nicht zuletzt ist die Geschwindigkeit, in der Wissen veraltet, schlicht nicht messbar.

Interessanter (und fragwürdiger) ist aber ein weiterer Aspekt: »Wissen« wird in der jüngeren neoliberalen Bildungsdebatte beschränkt auf dasjenige Wissen, das für wirtschaftliche und berufliche Zwecke unmittelbar relevant ist. Die These von der Informations- und Wissensgesellschaft bzw. der wissensbasierten Ökonomie bildet dabei den zentralen Bezugspunkt. Es sind die Anforderungen der Unternehmen bzw. »der Märkte«, auf die hin die Menschen gebildet und ausgebildet werden sollen. Weil sich diese Anforderungen aber ständig und angeblich immer schneller wandeln, müsse sich auch das Wissen der Menschen ständig anpassen.⁵³ Und mit ihm die Menschen selbst. So schrieb 1999 der »Initiativkreis Bildung« der Bertelsmann-Stiftung in einem einflussreichen Memorandum: »Weil Wissen immer schneller generiert wird und in der Wirtschaft immer neue Kenntnisse gefordert werden, kann heute niemand mehr davon ausgehen, mit dem in Schule und Ausbildung Gelernten die Anforderungen zu bewältigen, die sich ihm in rascher Veränderung in Wissenschaft, Beruf und Lebenspraxis stellen.«⁵⁴

Die Frage, was Wissen etwa für den Zusammenhalt oder die demokratische Verfassung einer Gesellschaft bedeutet, wird aus dieser Perspektive völlig ausgeblendet. Moral, Ethik oder Demokratie werden nicht (mehr) mitgedacht. In dem eben zitierten Bertelsmann-Dokument kommen diese Begriffe gleich gar nicht vor.

Die Forderung, dass das Wissen der Menschen sich stets an die Bedürfnisse der Unternehmen anzupassen habe, wird in bildungspolitischen Diskussionen meist ergänzt um die Forderung nach mehr »Praxis« im Wissenserwerb. In der Konsequenz führt all dies zu einer neuen Vorstellung vom Lernen: Gefragt ist nun »Lernen auf Abruf« statt einer umfassenden, auf die ganze Persönlichkeit zielenden Bildung.⁵⁵ Weil Wissen angeblich rasch veralte und die Anforderungen der Unternehmen sich immerfort änderten, sollen Bildungseinrichtungen viel mehr Kompetenz als Wissen vermitteln: die Kompetenz

nämlich, sich Wissen beständig neu anzueignen.⁵⁶ Wissen im eigentlichen Sinne wird damit zweitrangig, seine dauernde Anpassung gilt als wichtiger. Flexibilität und Aktivität sind gefordert. Und so verlangt auch der britische Soziologe und Vordenker neoliberaler SozialdemokratInnen, Anthony Giddens, »den Bildungsbegriff so um[zu]definieren, daß er in erster Linie Fähigkeiten bezeichnet, die man ein ganzes Leben lang weiterentwickeln kann.«⁵⁷

Solche bildungspolitischen Diskussionen waren und sind keineswegs nur auf einzelne Länder beschränkt. Eine Neuausrichtung der Bildungspolitik unter neoliberalen Vorzeichen gab es vielmehr in fast allen westlichen Staaten und auch darüber hinaus. Sie wird entscheidend auch von internationalen Organisationen wie der Weltbank, der OECD oder der Europäischen Union vorangetrieben. So spielt die EU eine wesentliche Rolle bei der Umsetzung des so genannten »Bologna-Prozesses« zur Vereinheitlichung der europäischen Hochschullandschaft nach neoliberalen Muster.

Dass internationale Organisationen bildungspolitische Debatten mitbestimmen, verweist auf ein zweites Argument, mit dem die Notwendigkeit neoliberaler »Reformen« in der Bildung oft begründet wird: Globalisierung und zunehmende Standortkonkurrenz. Die Europäische Kommission etwa hat in ihrem Weißbuch »Lehren und Lernen« von 1996 drei »große Umwälzungen« aufgeführt, eine davon die »Informationsgesellschaft«, eine andere die »Globalisierung der Wirtschaft«.⁵⁸ Dahinter steckt durchaus ein Kernchen Wahrheit insofern, als im Zuge der Deregulierung der Weltwirtschaft seit Jahrzehnten eine Konkurrenz zwischen Ländern bewusst herbeigeführt und verschärft wird.⁵⁹ Bildungspolitik ist aus der Perspektive derer, die freie globale Märkte und Standortwettbewerb als etwas Gutes und Alternativloses ansehen, einer der letzten Bereiche, in denen Staaten noch politisch handeln können.⁶⁰ Gute Bildung, heißt es dann, sei ein Standortvorteil und Voraussetzung der *Wettbewerbsfähigkeit* eines Landes. Wobei mit guter Bildung erneut das eben beschriebene, verkürzte, auf Anforderungen der Unternehmen zugeschnittene Wissen gemeint ist.

Ein solches Verständnis von Bildung schlägt sich auch in Inhalten nieder. So genießt naturwissenschaftliches und technisches sowie neo-

liberal-wirtschaftswissenschaftliches Wissen längst Vorrang gegenüber geistes- und sozialwissenschaftlichem. Zudem wurden kritische Ansätze in den Sozialwissenschaften (einschließlich der Wirtschaftswissenschaften) sowie in den Geisteswissenschaften weitgehend verdrängt. Marxistische oder keynesianische Inhalte, die neoliberale Theorien und Annahmen in Frage stellen und die nicht die Bedürfnisse von Unternehmen bedienen, werden insbesondere an deutschen Schulen und Hochschulen kaum noch umfassend gelehrt. In anderen Ländern – etwa Großbritannien, Frankreich, Italien oder den USA – sieht es nur wenig besser aus. Und in den Schulen versuchen Arbeitgeber- und neoliberale Lobbyverbände mit zunehmendem Erfolg, durch kostenloses, einseitiges Lehrmaterial sowie durch Veranstaltungen Einfluss auf Lehrkräfte und SchülerInnen zu nehmen.

Die Politik der letzten Jahre und Jahrzehnte wirkt sich aber nicht nur auf die Inhalte der Bildung aus, sondern auch auf die Bildungseinrichtungen selbst. So, wie sich die Inhalte zunehmend an Anforderungen der Unternehmen orientieren, hält unternehmerisches und betriebswirtschaftliches Denken Einzug auch in Institutionen und Prozesse der Bildung. Dies geschieht auf vielfältige Weise: Private Schulen und Hochschulen werden gegründet, in der Regel mit wesentlicher (auch finanzieller) öffentlicher Unterstützung. Sie verschärfen die Konkurrenz zwischen Schulen und insbesondere zwischen Hochschulen. Einen ähnlichen Effekt haben auch die wachsende Bedeutung von Drittmitteln, elitäre Wettbewerbe wie die »Exzellenzinitiative« der deutschen Bundesregierung sowie Uni-Rankings. Hinzu kommt – unter dem Schlagwort der *unternehmerischen Hochschule* – die in der neoliberalen Bildungsdebatte geforderte stärkere Autonomie von Schulleitungen und Hochschuldirektionen. Bildungseinrichtungen sollen über eine Vielzahl finanzieller und inhaltlicher Fragen selbst entscheiden können. Sie müssen dann aber auch, gemeinsam mit ihren SchülerInnen, Studierenden und Angestellten, die negativen Folgen von Fehlentscheidungen tragen.

Studiengebühren sind ein weiterer Bestandteil neoliberaler Bildungspolitik, genauer: Hochschulpolitik. Sie wurden im Zuge neoliberaler »Bildungsreformen« in vielen Ländern eingeführt, muss-

ten allerdings aufgrund öffentlichen Widerstands beispielsweise in Deutschland, Österreich und Ungarn in weiten Teilen wieder zurückgenommen werden. In anderen Ländern – etwa Großbritannien, Australien oder der Schweiz – scheinen sich deren BefürworterInnen hingegen vorerst durchgesetzt zu haben. In den USA werden Studiengebühren seit jeher erhoben.

All diese Maßnahmen sollen und werden zu Konkurrenz und unterschiedlichen Leistungsniveaus verschiedener Bildungseinrichtungen führen: Wenige Top-Hochschulen stehen dann vielen mittelmäßigen gegenüber. Ähnliche Unterschiede entwickeln sich auch zwischen Schulen oder zwischen Trägern der Erwachsenenbildung. Und nicht zuletzt wird auf diese Weise ausgesiebt: Wenige Lernende werden auf hohem Niveau ausgebildet, während die meisten nur Standard-Angebote wahrnehmen können.

Viele Eltern haben angesichts dieser Entwicklung Angst, dass ihre Kinder möglicherweise ins Hintertreffen geraten. Zumindest jene Eltern, die über einen entsprechenden Geldbeutel verfügen, schicken ihre Jüngsten daher zunehmend in teure private Nachhilfeinstitute. Auch dies ist, wenn man so möchte, eine Variante der Privatisierung von Bildung.

All dies ist aus neoliberaler Sicht auch durchaus erwünscht, da man sich von der dahinterstehenden Konkurrenz mehr Qualität, Vielfalt und Leistung erhofft. So heißt es in dem oben zitierten Memorandum des »Initiativkreises Bildung« der Bertelsmann-Stiftung: »Hochschulen benötigen eine aufgaben- und leistungsbezogene Finanzierung sowie globale Budgets zur eigenverantwortlichen Bewirtschaftung. Zur Sicherung ihrer Leistungsfähigkeit sowie der Qualität von Forschung und Lehre muss das System der Hochschulfinanzierung wettbewerblich ausgestaltet werden. [...] Die Hochschulfinanzierung verändern heißt: Globalbudgets für alle Hochschulen einführen, Finanzmittel für Lehraufgaben an die Nachfrage koppeln, private Studienbeiträge erheben, individuelle Kosten einer Hochschulausbildung wie Investitionen behandeln.«

Das Hohelied des Wettbewerbs, das hier gesungen wird, ist ureigenstes Merkmal des Neoliberalismus. Die auf politischem Wege

durchgesetzte Ausweitung von Marktprinzipien war von Beginn an sein Grundanliegen. Genau hierum geht es ihm auch in der Bildungspolitik: Es sollen Marktprinzipien Einzug halten. Insbesondere in der Hochschulbildung soll ein Bildungsmarkt überhaupt erst hergestellt werden.

Tatsächlich aber führen Marktprinzipien, anders als Neoliberale es glauben machen wollen, nur oberflächlich zu mehr Qualität und Vielfalt. Zwar bemühen sich Schulen und insbesondere Hochschulen, ihre Lehrinhalte möglichst innovativ erscheinen zu lassen, um sich von der Konkurrenz abzuheben. Die Maßstäbe für diese Inhalte aber sind immer die gleichen, nämlich die Anforderungen der Unternehmen bzw. »der Märkte«. Bildungsangebote, die sich hieran ausrichten, werden auf die stärkste Nachfrage treffen: Wenn Menschen gezwungen werden, wie die Bertelsmänner schreiben, »individuelle Kosten einer Hochschulausbildung wie Investitionen [zu] behandeln«, dann werden diese InvestorInnen (Aus-)Bildungsangebote anhand späterer Arbeitsmarktchancen auswählen. Dies ist ein weiterer Grund dafür, dass marxistische, keynesianische und andere kritische Ansätze in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften zunehmend verdrängt werden. Und nicht nur die: In den Naturwissenschaften gerät Grundlagenforschung gegenüber marktnäherer Forschung ins Hintertreffen.

Die neoliberale Idee eines Bildungsmarktes, auf dem Lernende zu KonsumentInnen werden, hängt mit einer spezifischen neoliberalen Vorstellung von *Lebenslangem Lernen* eng zusammen. Insbesondere die Europäische Union hat sich verstärkt seit etwa Mitte der 1990er Jahre bemüht, dieses Schlagwort in der Bildungspolitik ihrer Mitgliedstaaten zu verankern. 1996 machte sie zum »Europäischen Jahr des lebensbegleitenden Lernens«. 2000 verabschiedete sie ein »Memorandum über lebenslanges Lernen«. ⁶¹ In der heute als gescheitert geltenden »Lissabon-Strategie« aus dem Jahr 2000 spielte Lebenslanges Lernen ebenso eine zentrale Rolle wie in der nachfolgenden Strategie »Europa 2020« aus dem Jahr 2010. ⁶² Ähnliche Dokumente wurden auch von anderen Organisationen und Regierungen auf nationaler und internationaler Ebene verabschiedet.

Das Lebenslange Lernen als politisches Konzept ist aber älter. Es wurde in Deutschland erstmals im Zuge der »Bildungsreformen« der 1960er Jahre breit diskutiert. Damals waren noch fortschrittliche Ziele damit verbunden – etwa die Schaffung sozialer Aufstiegsmöglichkeiten, die Verwirklichung gleicher Rechte und die Befreiung des Denkens von überkommenen Werten. Ab den 1980er Jahren begann sich dies zu ändern. Spätestens seit den 1990er Jahren sollte das Lebenslange Lernen nicht mehr positive gesellschaftliche Veränderungen vortreiben, sondern der Anpassung der Menschen an sich angeblich immer schneller wandelnde Anforderungen dienen.⁶³

Die eigentlichen Inhalte, die gelernt werden, verlieren aus dieser Perspektive an Bedeutung. Wichtiger wird demgegenüber die Bereitschaft der Menschen, stets rasch und effektiv das zu erlernen, was aktuell von ihnen erwartet wird. In den Worten der Europäischen Kommission von 1996: »[Es gilt] einen Weg einzuschlagen, auf dem [...] die Möglichkeiten eines jeden durch eine bessere Berücksichtigung der Bedürfnisse der Menschen und Unternehmen erhöht werden. Ein offenerer und flexiblerer Ansatz ist erforderlich: Förderung des lebenslangen Lernens und des ständigen Erwerbs neuer Kompetenzen.«⁶⁴

Lernen ist hier Arbeit an sich selbst, Gestalten eines eigenen Profils an Kompetenzen und Fertigkeiten, mit denen die Bedürfnisse von Unternehmen bzw. »Märkten« befriedigt werden. Menschen sollen flexibel auf Änderungen dieser Bedürfnisse reagieren, indem sie ein Leben lang entsprechende Bildungsangebote wahrnehmen (und diese wie Unterwäsche oder Autos am Markt einkaufen). Sie sollen sich aktiv und selbstdiszipliniert um die Verwertbarkeit des eigenen Wissens im Produktionsprozess bemühen. Sie sollen im Wettbewerb mit KonkurrentInnen bestehen. Die Anforderungen, mit denen sie im Arbeitsleben konfrontiert werden, sollen die Menschen hingegen ebenso wenig in Frage stellen wie die Existenz von Märkten im Allgemeinen und von Bildungsmärkten im Besonderen.

Angesichts eines solchen Verständnisses von Bildung überrascht es nicht, dass inzwischen an quasi allen Universitäten so genannte *Career Center* eingerichtet wurden. Dort wird Studierenden im Rahmen von

Karriereberatung und Coachings beigebracht, wie sie sich selbst, das eigene Auftreten und den eigenen Lebenslauf im Sinne einer besseren Verwertbarkeit optimieren können. Glücklicher scheint in der schönen neuen Bildungswelt allerdings niemand zu sein: Unsicherheiten und die Angst, sich nicht genug optimiert zu haben, sind weit verbreitet.⁶⁵ Ähnliche Unsicherheiten und Ängste hegen wohl auch jene Eltern, die glauben, ihren Kleinkindern mit englischsprachigen oder chinesischsprachigen Kitas Vorteile beim Start ins Leben zu verschaffen.⁶⁶

In gewisser Weise wird Lernen in neoliberaler Bildungspolitik als eine Art Krisenbewältigung konzipiert, wie die Bildungswissenschaftlerin Daniela Rothe beschreibt. Der angeblich immer schnellere gesellschaftliche und technologische Wandel werde als bedrohlich dargestellt, es werden Ängste geschürt.⁶⁷ Die einzelnen Menschen könnten, so unterstelle die Debatte um Lebenslanges Lernen, nur durch dauerhaftes und immer schnelleres Lernen Schritt halten. Angesichts abnehmender sozialer Sicherheit und immer wackligerer Sozialstrukturen sind die Menschen dazu auch in zunehmendem Maße bereit.⁶⁸ Und Rothe verweist noch auf einen weiteren Aspekt: In dieser Konzeption des Lebenslangen Lernens werden gerade auch jene Menschen mitgedacht, die nicht über höhere Bildungsabschlüsse verfügen.⁶⁹ Dies mag auf den ersten Blick sozial erscheinen. Dass es diese Menschen am Arbeitsmarkt besonders schwer haben, liegt ja durchaus auf der Hand. Und doch ist diese Argumentation gefährlich, versteht sie doch Bildungspolitik nicht als Ergänzung, sondern als bessere Alternative zu Sozialpolitik und Arbeitsmarktpolitik. Was damit gemeint ist, sei nachfolgend erläutert.

Bildungspolitik als neue Sozialpolitik⁷⁰

Es gibt wohl nur wenige politische Aussagen, über die ein derart weitreichender Konsens zu bestehen scheint wie über die Feststellung, dass Bildungspolitik die bessere Sozialpolitik sei. Entsprechende Zitate finden sich in den Programmen und Papieren zahlreicher Institute, Verbände und Parteien von links bis rechts.

Begründet wird diese positive Einschätzung mit Zahlen, die zeigen sollen, dass gut ausgebildete Menschen höhere Gehälter sowie bessere Chancen am Arbeitsmarkt haben als Menschen mit schlechterer Ausbildung. Entsprechende Statistiken werden für verschiedene Länder mit einiger Regelmäßigkeit vorgelegt. Diese Argumentation blendet allerdings wichtige Aspekte aus. So verschließt sie sich insbesondere der Tatsache, dass viele Menschen trotz guter Ausbildung in unsicheren und schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen stecken. Sie verschließt zudem die Augen vor der systematischen Benachteiligung bestimmter sozialer Gruppen am Arbeitsmarkt, insbesondere von Frauen, MigrantInnen und Menschen mit Behinderung. Das Bild der mit besserer Bildung einhergehenden besseren Möglichkeiten am Arbeitsmarkt stimmt also allenfalls in Teilen mit der Wirklichkeit überein.

Doch selbst wenn es tatsächlich einen direkten Zusammenhang zwischen der Qualifikation und der Arbeitsmarktlage eines Menschen gäbe, bedeutete dies keineswegs, dass Bildungspolitik die bessere Sozialpolitik wäre. Diese Behauptung lässt nämlich außer Acht, dass es in einer kapitalistischen Gesellschaft immer GewinnerInnen auf der einen Seite gibt und VerliererInnen auf der anderen. Es ist eben gerade nicht so, dass alle Menschen ab einem bestimmten Bildungsniveau ein bestimmtes Einkommen oder einen sicheren Arbeitsplatz haben. Wäre dem so, würde es in der Tat genügen, den Bildungsstand aller Menschen über dieses Niveau zu heben, und Arbeitslosigkeit sowie unsichere Beschäftigung wären Vergangenheit. Dann bräuchte es kaum mehr Sozialpolitik, dann wäre Bildungspolitik tatsächlich effizienter und besser. Die Realität aber sieht anders aus: Bäckerei-Fachverkäuferinnen und Reinigungskräfte würden schlecht bezahlt und hätten unsichere Jobs, auch wenn sie ihre Fertigkeiten im Rahmen eines Universitätsstudiums erwerben würden.⁷¹ Und ebenso werden viele von ihnen immer dann arbeitslos, wenn es zu viele BäckereifachverkäuferInnen und Reinigungskräfte gibt – selbst wenn sie alle sehr gut ausgebildet sind. In den Worten des Politikwissenschaftlers Christoph Butterwegge: »Was zum individuellen Aufstieg taugen mag, versagt als gesellschaftliches Patentrezept.«⁷²

Ein höheres durchschnittliches Bildungsniveau der Menschen führt vor diesem Hintergrund eben nicht zu einer gleichmäßigeren Verteilung der Einkommen oder der sozialen Sicherheit. Und sie führt auch nicht zu einer ausreichenden Zahl an Arbeitsplätzen, durch die alle Menschen an Gesellschaft und Arbeitsmarkt teilhaben könnten.

Das sind allerdings ohnehin keine Ziele der Neoliberalen. Gesellschaftliche Aufgabe ist es nach ihrer Auffassung allenfalls, den Menschen faire und gleiche Bildungsangebote zu unterbreiten. Dies ist der Grund dafür, dass der Begriff der »Chancengleichheit« in den letzten Jahren eine zentrale Rolle in neoliberaler Bildungspolitik erlangt hat (insbesondere in der Sozialdemokratie).⁷³ Dahinter steht ein Ansatz, der in den 1990er Jahren von Anthony Giddens maßgeblich mitentwickelt wurde. Er schlug sich 1999 in einem einflussreichen Strategiepapier des damaligen deutschen Bundeskanzlers Gerhard Schröder (SPD) und des damaligen britischen Premierministers Tony Blair (Labour) nieder. Soziale Gerechtigkeit reduziert sich in dem Text auf ein unterstes soziales Minimum. Darüber hinausgehende gesellschaftliche Teilhabe soll durch »eigene Anstrengung und Verantwortung« erworben werden müssen, wofür alle Menschen mit gleichen Startchancen auszustatten sind. Selbst für die, »die nicht Schritt halten können«, sollen lediglich »Chancen« eröffnet werden.⁷⁴

Durchaus konsequent wird in neoliberalen Debatten die Verantwortung für soziales Elend, Arbeitslosigkeit und schlechte Löhne auf die betroffenen Menschen selbst geschoben. Sie selbst seien an ihren Notlagen und Schwierigkeiten schuld: Wer »es nicht schafft«, der möge das eigene Versagen erkennen und es aktiv ändern – durch mehr Bildung, mehr Anstrengungen, mehr Selbstdisziplin. Neoliberale Ideologie blendet hierbei aus, dass »es« nicht alle zugleich »schaffen« können. Dies ändert an der politischen Wirksamkeit dieses Denkens nichts. Auch nicht, dass viele Menschen aus finanziellen Gründen schlicht nicht in der Lage sind, entsprechende Bildungsangebote wahrzunehmen. Und auch nicht, dass manche Menschen eine besondere Förderung brauchen – sie diese aber in einem auf Ausiebben setzenden Bildungssystem nicht erhalten. Und schließlich auch

nicht, dass Anstrengungen im Kapitalismus nicht notwendig zu Erfolgen führen, wie Friedrich August von Hayek selbst einräumt.⁷⁵

Das Individualisieren und Moralisieren der sozialen Frage hat den aus neoliberaler Sicht erwünschten politischen Effekt, dass Marktprinzipien und kapitalistische Gesellschaft als gerecht und angemessen erscheinen. Indem man die Schuld an Elend und Armut den Betroffenen zuweist, werden Markt und Gesellschaft vor Kritik geschützt – und die Menschen zu Anstrengungen angetrieben. Die Verteilungsfrage hingegen erscheint als irrelevant und unangemessen.

Neoliberale Vorstellungen von Wissen und Bildung erlauben es dann nicht mehr, Märkte und Marktergebnisse zu kritisieren. Als problematisch gilt ihnen nicht, dass es einen unteren Rand der Gesellschaft gibt. Auch nicht, dass soziale Ungleichheit immer neue Rekordwerte erreicht. Und auch nicht, dass es notwendig immer VerliererInnen geben muss. Aus einer solchen Sicht sind Elend, Armut, unsichere Beschäftigung und soziale Ausgrenzung akzeptabel – zumindest, wenn vorher allen Menschen die gleichen Chancen garantiert werden. Wer die angeblich dargebotenen Bildungschancen nicht nutzt, gilt fortan als selbst schuld an der eigenen, verfahrenen Situation. Da angeblich alle Menschen die gleichen Chancen haben, hätten »es« ja alle »schaffen« können.

Auf diese Weise formuliert neoliberale Bildungspolitik gerade als neue Sozialpolitik einmal mehr klare Anforderungen an jeden einzelnen Menschen: Sei marktkonform und unterwürfig! Optimiere dich! Passe dein Wissen und deine Kompetenzen stets flexibel an die Märkte an, um verwertbar und wettbewerbsfähig zu bleiben! Sei aktiv und diszipliniert! Und wenn all deine Bemühungen trotzdem nicht zum Erfolg führen, bist du selbst daran schuld. Denn die Gesellschaft (der Bildungsmarkt) hat dir ja Möglichkeiten geboten, die du nicht genutzt hast.

Mit Solidarität und sozialem Ausgleich hat eine solche Argumentation ganz offensichtlich nichts mehr zu tun. Sie dient ganz im Gegenteil als Begründung für den immer weiter um sich greifenden Abbau des Sozialstaats in quasi allen westlichen Ländern. Sozialleistungen werden reduziert und an Bedingungen geknüpft, um Arbeits-

und Weiterbildungsanreize zu erhöhen. Der Sozialstaat hat aus dieser Perspektive nicht mehr die Aufgabe, allen Menschen soziale Sicherung und Teilhabe zu garantieren. Er hat vielmehr die Aufgabe, die Menschen zur Arbeit zu aktivieren, sie zur Weiterentwicklung ihres persönlichen Profils anzutreiben – kurzum: Sie für Unternehmen attraktiv zu machen. Damit ergänzt er als so genannter *aktivierender Sozialstaat* bzw. *Workfare-Staat* die Bildungspolitik, die ja die neue und bessere Sozialpolitik sein soll.⁷⁶

4.

Alles ist möglich?

Ratgeberliteratur, Management-Trainings, Positives Denken

Im Jahr 1937 erschien in den USA ein äußerst erfolgreiches Buch, das heute als Klassiker gelten kann: Dale Carnegies »Wie man Freunde gewinnt«. Noch erfolgreicher und geradezu prägend für eine ganze Literaturgattung war Carnegies 1948 erschienenes Werk »Sorge dich nicht – lebe!«, das noch heute immer wieder in Bestsellerlisten auftaucht. Carnegie, christlich geprägt, hatte schon in den 1910er Jahren enormen Erfolg mit Rhetorik-Kursen für junge Menschen. Dort suchte er zugleich Techniken und christlich-religiös verbrämte Anleitungen zum so genannten *Positiven Denken* zu vermitteln.

In seinen Seminaren und Büchern forderte Carnegie dazu auf, eine optimistische Sichtweise auf die eigene Persönlichkeit und das eigene Leben zu entwickeln. Hierdurch werde man zu einem glücklicheren und erfolgreicherem Menschen. Das Denken solle bewusst beeinflusst werden: Nicht Ängste und Sorgen sollten es bestimmen, sondern optimistische Erwartungen an die Zukunft und ein positives Bild von der eigenen Persönlichkeit, von den eigenen Chancen und Leistungen. Carnegie behauptet, dieses Positive Denken führe zu einer Bewusstseinsveränderung, die wiederum positive, greifbare Effekte im realen Leben der Menschen habe: »Heute weiß ich mit unumstößlicher Gewissheit, dass das größte Problem – eigentlich sogar beinahe das einzige –, mit dem Sie und ich uns herumschlagen müssen, die Wahl der richtigen Gedanken ist. Wenn wir das schaffen, sind wir auf dem rich-

tigen Weg und können alle unsere Schwierigkeiten bewältigen. Mark Aurel, Kaiser Roms und großer Philosoph, fasste es in sieben Worten zusammen – sieben Worte, die unser Schicksal bestimmen können: »Unser Leben ist das Produkt unserer Gedanken.«⁷⁷

Carnegie blieb nicht der einzige Vertreter des Positiven Denkens und der Behauptung, dass das Bewusstsein unmittelbare Auswirkungen auf die Realität habe. Ähnlich einflussreich wurden insbesondere der evangelikale Pfarrer Norman Vincent Peale (»Die Kraft positiven Denkens«, Erstveröffentlichung 1952) und der christliche Philosoph und Religionswissenschaftler Joseph Murphy (»Die Macht Ihres Unterbewusstseins«, 1962), beide waren US-Amerikaner. In Deutschland fand diese Literatur zunächst in Form von Übersetzungen millionenfache Verbreitung. Einer der prominentesten deutschen Autoren wurde der Heilpraktiker und Hypnosetherapeut Erhard F. Freitag, ein Murphy-Schüler (»Kraftzentrale Unterbewusstsein«, 1981; »Hilfe aus dem Unbewußten«, 1985). Ein sehr früher Vertreter ähnlicher Überzeugungen war Gustav Grossmann, der ab den 1920er Jahren in Deutschland tätig war.⁷⁸

Vor allem Murphy und Peale, aber auch Carnegie waren von der *Neugeist-Bewegung* beeinflusst, einer evangelikal-esoterischen Denkrichtung des späten 19. Jahrhunderts in den USA. Sie haben von ihr insbesondere die Überzeugung übernommen, dass menschliches Denken – in Verbindung mit einer göttlichen Kraft oder als Teil einer solchen – echte Auswirkungen auf die Realität habe. Dies schließe Wunder und Krankenheilungen ausdrücklich ein. Negative Lebenssituationen wie Armut und Krankheiten seien hingegen Ausdruck eines falschen, eben negativen Denkens. Umgekehrt schlussfolgerten sie, dass mit einem positiv geprägten Bewusstsein alles möglich und alles erreichbar sei. Versprechen von persönlichem Glück, Erfolg, Erkenntnis, Gesundheit, von sozialer Anerkennung und Reichtum stellen bis heute einen Kernbestandteil von Positivem Denken, Ratgeberliteratur und Management-Trainings dar. Sie verweisen auf dieses evangelikal-esoterische Erbe.⁷⁹

Es ist eine ganze Branche, die sich in den letzten Jahrzehnten in der Tradition des Positiven Denkens entwickelt hat.⁸⁰ Die Zahl der

verkauften Bücher ist längst nicht mehr zu überblicken – ebenso wenig wie die Zahl der Männer und (deutlich weniger) Frauen, die als MotivationstrainerInnen, Ratgeber-AutorInnen und TherapeutInnen die Arbeiten Carnegies, Murphys und Peales in modernisierter Form fortführen. Inhaltlich haben sich diese Ansätze stark ausdifferenziert und weiterentwickelt. Eine explizite christlich-evangelikale Grundlegung haben die meisten von ihnen nicht mehr. Es dominieren stattdessen zum einen konkrete Handlungsanleitungen (mit Standardformulierungen wie etwa »werden Sie sich bewusst, dass...«, »machen Sie sich die Mühe...«, »wenn Sie Erfolg haben wollen, dann...«). Zum anderen spielen mittlerweile nicht-religiöse pseudowissenschaftliche Lehren wie *Emotionale Intelligenz* oder das *Neurolinguistische Programmieren* eine größere Rolle.

Auch die Themen- und Aufgabenfelder, die heute von Trainings und Ratgeber-Büchern abgedeckt werden, haben sich deutlich ausgeweitet: Sie reichen von Lern- und Motivationstrainings über Personalführung, Partnerschaft bis hin zu allgemeiner Lebensführung, Kommunikation und sozialer Interaktion. Eine wesentliche Zielgruppe gerade der teuren Trainings-Veranstaltungen bilden Angestellte im mittleren und oberen Management sowie im Vertrieb von Unternehmen. Sie bekommen diese nicht selten von ihren Arbeitgebern finanziert.⁸¹ Ratgeberliteratur hingegen dürfte in allen Berufsgruppen und allen sozialen Klassen verbreitet sein. Angesichts der enormen Auflagen entsprechender Bücher und angesichts des großen Zulaufs zu entsprechenden Trainings muss die Zahl der Menschen, die diese Branche mittlerweile erreicht, unfassbar groß sein.⁸²

Ratgeberliteratur und Management-Trainings vermitteln unmittelbar neoliberales Denken. Nicht zufällig war schon Peale ein überzeugter Antikommunist und missionarischer Anhänger des Kapitalismus. Und ebenso wenig ist es Zufall, dass Peale das »Verkaufen« als eine der höchsten menschlichen Tätigkeiten und als Selbstzweck ansah.⁸³ »Verkaufen« (im wörtlichen wie im übertragenen Sinne) spielt eine zentrale Rolle bei vielen Motivations- und Kommunikationstrainings.

Die Übereinstimmung zwischen neoliberaler Ideologie einerseits, Positivem Denken und den darauf aufbauenden Ratgebern und Trai-

nings andererseits basiert im Kern auf ihrer gemeinsamen Überzeugung, dass für alle Menschen alles möglich sei. Jeder und jede kann »es schaffen«, ist ihre gemeinsame Behauptung – solange man nur an sich und den eigenen Erfolg glaube, motiviert sei und Leistung bringe. So hieß es schon bei Peale: »Wer entscheidet über dein eigenes Glück oder Unglück? Die Antwort heißt: du selbst!«⁸⁴ Murphy schreibt: »Nehmen Sie also das Geschenk des Reichtums an, das Ihnen Ihr Unterbewußtsein bietet. Die richtige Einstellung zum Wohlstand und die feste Zuversicht, ihn bald verwirklicht zu sehen, lösen einen Prozeß aus, der seiner eigenen Mathematik und Mechanik gehorcht.«⁸⁵ Der Murphy-Schüler Freitag folgt seinem Lehrer auch in diesem Punkt: »Nichts ist vorherbestimmt. Ihr Leben ist ein Drehbuch mit offenem Ende. Sie entscheiden, ob Sie reich oder arm, gesund oder krank sein werden.«⁸⁶ Und in einem jüngeren Motivations-Ratgeber ist zu lesen: »Es liegt an ihnen, Ihr Leben neu in die Hand zu nehmen, und das, was Sie tief im Innern wünschen und erträumen, in die Tat umzusetzen.«⁸⁷

In dieser Literatur und in Management-Trainings reihen sich entsprechende Behauptungen in immer neuen Formulierungen aneinander: Jeder Mensch sei für sein eigenes Wohl verantwortlich und könne erfolgreich sein, wenn er dies nur wolle. Inhaltlich kann diese Behauptung schon deshalb nicht richtig sein, weil der Erfolg des einen oft genug der Nicht-Erfolg eines anderen Menschen ist. Auch gehen im Kapitalismus Anstrengung und Bemühen keineswegs notwendig mit Erfolg einher.⁸⁸ Und dass reiner Wille und positives Denken ausreichen sollen, um Erfolg zu haben, ist ganz offensichtlich ein Hirngespinnst.

Vor diesem Hintergrund dient die beständige Wiederholung dieser Falschbehauptung einzig dem Zweck, glaubwürdig zu erscheinen und als Tatsache akzeptiert zu werden. Dies wird ergänzt und verstärkt durch konkrete Handlungsanleitungen, durch die LeserInnen und Publikum das Positive Denken in ihrem Leben und Berufsalltag verankern sollen: Da werden lange Listen mit eigenen Stärken und Zielen angefertigt, Verträge mit sich selbst abgeschlossen, Bildchen gemalt. Insbesondere aber bringen die Menschen – nach Anleitung – die neoliberalen Glaubenssätze der modernen Ratgeberliteratur und der Management-Trainings durch Autosuggestion selbst in ihre

Köpfe: durch lautes Wiederholen der immergleichen Sätze, durch entsprechende Nachrichten an sich selbst auf dem eigenen Mobiltelefon, durch Zettel an Küchenschrank oder auf der Klospülung: »Ich kann es schaffen – ich werde es schaffen – ich bin gut, bin besser als die anderen...«

Wo Gesundheit, Glück, Anerkennung und Erfolg auf diese Weise als erlernbare Technik erscheinen, dürfen »Erfolgsbeispiele« nicht fehlen. Sie veranschaulichen nicht nur, sondern dienen auch als »Beweise« für die Wirksamkeit der Vorschläge: »Ich möchte Ihnen von einigen glücklichen Menschen erzählen, die mit ihren Problemen erfolgreich fertig geworden sind. Sie befolgten einen einfachen, aber praktischen Plan, und in allen Fällen war das Ergebnis glückbringend«, schreibt Peale.⁸⁹ In Carnegies »Sorge dich nicht – lebe!« findet sich im Anhang gleich eine ganze Sammlung solcher »Erfolgsbeispiele«.

Erfolg (oder wahlweise Gesundheit, Glück, soziale Anerkennung...) wird auf diese Weise zu einer Persönlichkeitseigenschaft. Nicht die Verhältnisse, in denen ein Mensch lebt, sondern behiebbar Defizite in der eigenen Persönlichkeitsstruktur sollen für Misserfolg und Armut verantwortlich sein. So schreibt Freitag: »Das Vermögen eines Menschen ist das Resultat dessen, was er vermag. Der Arme ist unvermögend, weil er nicht an sich glaubt. Seine Philosophie ist der Fatalismus.«⁹⁰ Ähnlich behauptet Murphy: »Armut hat auch eine geistige Ursache.«⁹¹

Peale liefert ein »Erfolgsbeispiel« mit der gleichen Aussage: »Eine Frau wurde als Verkäuferin von Staubsaugern angestellt. Sie hatte weder Erfahrung noch Übung in diesem Beruf; sie glaubte nicht an einen Erfolg, ja sie war fast sicher, daß sie versagen würde. [...] Eines Tages hatte sie das Glück, mit einer Kundin, der sie ihr Leid klagte, in ein freundschaftliches Gespräch zu kommen. Die Frau hörte geduldig zu und sagte dann: »Wenn Sie Mißerfolg erwarten und befürchten, werden Sie ihn auch haben.«⁹²

Menschen werden in dieser Denke auf sich selbst zurückgeworfen – von Staat und Gesellschaft haben sie nichts zu erwarten. Sie sind ihres eigenen Glückes Schmied. Dies gilt aber nicht etwa als Verlust oder Entsolidarisierung, sondern wird als Gewinn an Autonomie und

Selbstbestimmung gefeiert: »Finden wir zu einem selbstbestimmten Leben ...«, heißt es (nicht nur) in einem Ratgeber.⁹³

Positives Denken, Ratgeberliteratur und Management-Trainings schaffen auf diese Weise Menschen, die egozentrisches, instrumentelles und neoliberales Denken und Handeln zum wesentlichsten Bestandteil ihrer Persönlichkeit machen. Der Sozialwissenschaftler Ulrich Bröckling spricht in diesem Zusammenhang kritisch von einem »unternehmerischen Selbst«.⁹⁴ Kernbestandteil dieses Selbst ist ein beständiges und gewolltes Defizit: Jeder Mensch könne, so vermitteln die Bücher und Trainings, immer noch unternehmerischer, noch positiver, noch erfolgreicher sein und denken. Die bloße Tatsache, dass man entsprechende Bücher liest und Trainings besucht, erscheint ja schon als Beweis genug für die Notwendigkeit einer weiteren Verbesserung. Und in der Tat können die wenigsten Menschen stets positiv denken oder in allen Bereichen erfolgreich sein. Hier wird eine strukturelle Überforderung provoziert, die durchaus gewollt ist. Sie soll die Menschen antreiben. Sie soll dazu motivieren, sich weiterhin und immer stärker den angeblichen ExpertInnen des Positiven Denkens unterzuordnen. Nicht zuletzt beruht ja das Geschäftsmodell der RatgeberInnen und TrainerInnen darauf, dass immer noch weitere Bücher gelesen und Trainings besucht werden. Zugleich werden hier die christlichen Wurzeln des Positiven Denkens deutlich: Erlösung wird beständig angestrebt, aber niemals erreicht.

Für die Menschen, die diesen Handlungsanleitungen folgen, können die Konsequenzen verheerend sein. Wer sie wörtlich nimmt und durch Positives Denken Krankheiten wie Krebs oder Aids heilen möchte, wird sich notwendigen medizinischen Maßnahmen verweigern. Das Gleiche gilt für alle, die die Ursache ihrer psychischen Probleme in angeblich negativem Denken zu erkennen glauben und deshalb ihre Probleme verdrängen, anstatt eine notwendige Therapie anzutreten. Der umgekehrte Effekt kann bei jenen eintreten, die ohnehin schon ein großes Selbstbewusstsein besitzen: Wenn sie sich wieder und wieder einreden, die Besten zu sein, drohen sie eines Tages tatsächlich zu glauben, die Verkörperung von Batman, Superman und Spiderman in einer Person zu sein.⁹⁵

Verheerend sind aber auch und vor allem die sozialen und politischen Konsequenzen dieses Denkens. Soziale Probleme werden als individuelle Probleme umgedeutet; die Schuld an Armut, Krankheit und Misserfolg stets und ausnahmslos den Betroffenen zugeschrieben. Horst Conen: »Das hat uns darauf konditioniert, die Schuld für negatives Erleben immer außerhalb und niemals in uns selbst zu suchen. Wenn wir beginnen, das eigene Denken auch als etwas in dieser Hinsicht Ursächliches zu erkennen, setzen wir den ersten Schritt in die positive Richtung. Denn sobald wir eine Ahnung davon bekommen, daß die Lösung für die meisten unserer Probleme nicht außerhalb, sondern allein in uns selbst liegt, in unserer Denkweise, verstehen wir, welche Möglichkeiten wir in Händen halten, unser Lebensgefühl und die persönliche Zukunft mitzugestalten.«⁹⁶ Und schon bei Carnegie kann man lesen: »Ich bin tief überzeugt, dass unser innerer Friede und die Freude, die wir am Leben haben, nicht davon abhängen, wo wir sind oder was wir haben oder wer wir sind, sondern allein von unserer geistigen Einstellung. Die äußeren Umstände haben damit sehr wenig zu tun.«⁹⁷

Die Aussage ist immer wieder die gleiche: Wer arm und ausgegrenzt ist, ist selbst schuld, denn jede und jeder kann »es« ja »schaffen«. Dieser Glaubenssatz ist für den neoliberalen Kapitalismus grundlegend.⁹⁸ Ein solcher Glaube verleiht Legitimation und vermittelt das Gefühl von Gerechtigkeit. Er liefert Erklärungen dafür, dass es GewinnerInnen und VerliererInnen gibt. Und nicht zuletzt verteilt er auf diese Weise Schuld. Soziale Probleme und Ungerechtigkeiten werden personalisiert. Hieran sind wiederum politische Debatten unmittelbar anschlussfähig, in denen beispielsweise Elend und Arbeitslosigkeit stets als selbstverschuldet und Sozialhilfe-EmpfängerInnen als SchmarotzerInnen gebrandmarkt werden.

Wenn es das Positive Denken nicht schon gegeben hätte, der Neoliberalismus hätte es erfinden müssen. So hat er Ratgeberliteratur und Management-Trainings zu einem Massengeschäft und zu einer Religion ohne Gott gemacht.

5.

»Vernetzt mit dem kosmischen Quantenfeld«

Esoterik

In der esoterischen Zeitschrift »Lichtfokus« war im Sommer 2014 folgende hoffnungsfrohe Botschaft zu lesen: »Vielmehr sind es neue Zugänge, über die das reine oder höhere Bewusstsein Veränderungen und Heilung bewirken kann. In Indien heißt diese Kraft Shiva, bei den Christen Gott. Andere nennen es die Quelle. Seit jeher sprechen Menschen von einem Bewusstseinszustand, in welchem alles Eins ist, wo Stille und Frieden herrschen und alle Energie herkommt. Gerade in unserer immer hektischer werdenden Welt ist es eine Wohltat, für ein paar Minuten in diese Präsenz einzutauchen.«⁹⁹

In diesem beliebigen Zitat findet sich gleich eine ganze Reihe esoterischer Grundaussagen: Etwa der Glaube, dass es so etwas wie ein uraltes (»seit jeher«) menschliches Wissen um eine höhere Kraft gebe, das sich in den verschiedenen Religionen zeige. Oder der Glaube, dass Wohlbefinden, Glück und Heilung in erster Linie eine Frage des richtigen Bewusstseins seien, und dass dieses individuelle Bewusstsein einen Zugang zu jener höheren Kraft eröffne. Die Nähe solcher Vorstellungen zum Positiven Denken ist keineswegs Zufall.¹⁰⁰

In obigem Zitat wird aber noch ein weiterer Aspekt deutlich, der auf die Rolle der Esoterik in heutigen neoliberalen Gesellschaften verweist: Die Unterscheidung zwischen einer Außenwelt auf der einen Seite, die als negativ, gefährlich, belastend beschrieben wird, und einem positiven menschlichen Inneren auf der anderen Seite.¹⁰¹ In der

eben zitierten Textpassage wird diese Außenwelt als »immer hektischer werdende Welt« bezeichnet. Ihr wird ein innerer »Bewusstseinszustand« gegenüber gestellt, »in welchem alles Eins ist«.

Diese Konfrontation von »Außen« und »Innen« findet sich auch in einem anderen Artikel der gleichen Zeitschrift:¹⁰² »Die wahre Glückseligkeit ist ein Bestandteil deines wahren Selbst und kann nicht an irgendwelche Umstände gebunden werden. Wohl aber wird es des Öfteren so sein, dass dein Außen deine innere Glückseligkeit widerspiegelt und damit auch auf die Umstände glückselig einwirken wird. Aber selbst wenn sich Umstände nicht zum Positiven wandeln würden, so wärest du dir immer noch der wahren Glückseligkeit bewusst, die hiervon unberührt bleibt.«

In beiden Zitaten erscheint das »Außen« als etwas Gegebenes. Die Welt ist in der Esoterik nichts, das durch Menschen verändert werden kann oder soll. Sie wird hingenommen und akzeptiert, an anderer Stelle oft als »Schicksal« oder »Karma« bezeichnet. Der Mensch soll nicht die Welt (und damit auch nicht die Gesellschaft) zum Guten hin verändern. Er hat vielmehr sich selbst und sein Bewusstsein anzupassen. Die Quelle von Glück und Wohlbefinden liegt aus esoterischer Sicht nur im Menschen selbst:¹⁰³ Jeder Mensch könne und müsse in sich eine Verbindung zum »Göttlichen« oder »Heiligen«, zur »Energie« oder zur »höheren Kraft« entdecken – oder wie auch immer der/die AutorIn dies jeweils bezeichnen mag.

Esoterisches Denken erscheint vor diesem Hintergrund nur oberflächlich als kritisch. Zwar kann es die heutige neoliberale Gesellschaft durchaus negativ als »Leistungsgesellschaft« und »Hamsterrad« bezeichnen. Dies zeigt nachfolgend ein Zitat aus einem weiteren Artikel der genannten Zeitschrift. Das eigentliche Problem aber wird nicht in gesellschaftlichen Umständen, sondern in der inneren Einstellung zu ihnen gesehen: »Wir glauben, leistungsorientiert funktionieren zu müssen, und stecken schnell einmal wieder in einem imaginären Hamsterrad, das wir zwar erkennen, aber nicht anhalten. [...] Unser eigentliches Wesen ist geistiger Natur, das heißt, wir verfügen über die Gnade, uns auf hochschwingende Informationen, die göttlichen Impulse auszurichten, um wahrhaftig leben zu können. Genau die-

se Wahrhaftigkeit verlieren wir leider zeitweilig, wenn wir uns und unsere Seele im lärmenden Alltag der Leistungsgesellschaft förmlich überfahren und so unsere Anbindung an die Geistige Welt gefährden. Unser eigentliches Ziel sollte die tägliche Kontaktpflege mit unserer Seele und deren Anbindung an die nährenden Quelle sein. Dann dürfen wir eintreten in unseren eigenen ›heilenden Raum‹, der fest vernetzt ist mit dem kosmischen Quantenfeld und uns einlädt, unsere wahre Bestimmung zu erkunden und zu realisieren.«¹⁰⁴

Politische Konsequenzen folgen also nicht. Selbst am Ziel des »Erfolgs«, typisch für neoliberale Leistungsgesellschaften, hält die Autorin fest: »Das Ego mag ein kurzfristiger Karriereberater sein, aber der wahre Erfolgscoach lebt in unserem Herzen!« Tatsächlich lässt sich mit esoterischen Erfolgs-Coachings, Therapien und Lebenshilfen gutes Geld verdienen. Und die Kuh, die man melkt, schlachtet man nicht.

Esoterik ist heute ein buntes Sammelsurium an Hilfsmitteln, um in neoliberalen Gesellschaften besser zurechtzukommen. Erfunden aber hat der Neoliberalismus die Esoterik nicht. Ihre ideologischen Wurzeln reichen bis in die Antike. Der Beginn der modernen Esoterik lässt sich mit guten Gründen auf das späte 19. Jahrhundert datieren.¹⁰⁵ Ihren Hintergrund bildete die zunehmende Individualisierung von Religion, Glauben und Gesellschaft. Traditionelle Bindungen etwa an Kirche und Familie lösten sich auf. Menschen müssen heute selbst ihre Identität, Rolle und Position in der Gesellschaft finden.¹⁰⁶ Sie müssen um Anerkennung und Akzeptanz kämpfen.

Obgleich Esoterik älter ist als der Neoliberalismus, ist es auffällig, dass die Nachfrage nach esoterischen Angeboten seit den 1970er Jahren und verstärkt seit den 1990er Jahren deutlich zugenommen hat.¹⁰⁷ Dies gilt insbesondere für Nordamerika und Europa, immer mehr aber auch für andere Weltregionen. Esoterik hat damit nicht nur inhaltliche Gemeinsamkeiten mit dem Neoliberalismus, sondern beide haben sich auch zeitlich parallel entwickelt.¹⁰⁸

Hinter der Esoterik stehen keine geschlossenen religiösen Organisationen; ihre Praktiken und Ideologien werden überwiegend marktformig angeboten. Ausnahmen bilden Sekten wie die *Sannyasins*,

Scientology oder *Universelles Leben*. Deren Anhängerschaft und gesellschaftliche Relevanz ist allerdings eher gering, verglichen mit kommerziellen esoterischen Angeboten. Esoterik findet weit überwiegend in *Yoga*-Studios und an Telefonhotlines, in Therapiezentren und Zeitschriften, in Esoterikmessen und Fernsehsendungen, in Büchern und Fachgeschäften, an Volkshochschulen und in Seminaren statt. Dort verkaufen angebliche esoterische ExpertInnen beispielsweise Steine, Farben und Pflanzenteile, astrologische oder fernöstliche Lebenshilfen oder Therapien, *Quanten-* oder *schamanische Heilungen*, *Aurafotografien*, Räucherstäbchen, Meditationen, spirituellen Schmuck, Kontakte zu Engeln, Geistern oder Verstorbenen, *Globuli*, mystische Kärtchen, *Channelings* und vieles mehr. AnhängerInnen der Esoterik stellen sich Produkte und Dienstleistungen nach eigenem Geschmack und Geldbeutel zusammen. Ein Blick in eine beliebige Esoterikzeitschrift genügt, um einen Eindruck von der Vielfalt dieser kostspieligen Angebote zu erhalten.

Die Sozialpsychologin Claudia Barth hat die Motivation für den Kauf und Gebrauch esoterischer Produkte und Dienstleistungen untersucht.¹⁰⁹ Wie sie aufzeigt, sind Esoterik-KundInnen überdurchschnittlich gebildet. Sie orientieren sich an gesellschaftlichen Leistungsvorstellungen, sie suchen beruflichen sowie privaten Erfolg und sie wünschen, an der Gesellschaft teilzuhaben. Dabei fühlen sie sich allerdings mit wachsenden sozialen und beruflichen Anforderungen konfrontiert, denen sie nach eigener Einschätzung nicht ausreichend gerecht werden können. Ihre berufliche Tätigkeit erleben sie so als Zwang und Fremdbestimmung.

Dies ist Anlass für die Suche der von Barth interviewten Esoterik-KundInnen nach Antworten auf eine Frage, die offenbar immer schwerer zu beantworten ist: die Frage nach dem Selbst, nach der eigenen Identität und der eigenen gesellschaftlichen Rolle. Sie wollen »zu sich selbst finden«. Diese Formulierung ist im Esoterikzeitalter längst zum geflügelten Wort geworden. Dahinter steht das Empfinden, zwischen einem authentischen, wahren Ich und einem von gesellschaftlichen Anforderungen geprägten Ich nicht mehr unterscheiden zu können. Diese gefühlte Spaltung in ein vermeintlich wahres, aber

verloren gegangenes Ich und ein gesellschaftlich geprägtes Ich fällt in der Esoterik auf fruchtbaren Boden: Sie entspricht der eingangs genannten Unterscheidung zwischen einem guten Innen und einem problematischen Außen. Das gesellschaftlich geprägte Ich gilt hier als ein von außen geprägtes, falsches Ich, dem das Innere, das wahre Ich gegenübergestellt wird.

Esoterik verspricht zu helfen, indem sie die Menschen zu eben diesem inneren, wahren Ich führt und damit dem Leben Sinn verleiht. So heißt es in einem Artikel der Esoterik-Zeitschrift »Happinez«: »Zunächst wirst du vielleicht nur flüchtige Einblicke haben, aber durch sie wirst du erkennen, dass du mehr bist als nur ein bedeutungsloses Fragment in einem fremden Universum, das zwischen Geburt und Tod kurz erscheint und dem einige flüchtige Vergnügungen, gefolgt von Schmerz und endgültiger Vernichtung, gewährt werden. Unter deiner äußeren Form bist du mit etwas so Großartigem, so Unermesslichem und Heiligem verbunden, dass man es nicht in Worte fassen kann.«¹¹⁰ Und in einem Beitrag der Zeitschrift »Bewusster leben« heißt es: »Kein Leben vergeht ohne Krisen und jede Krise ist auf ihre Weise ungemütlich. Aber gerade dadurch zwingen sie zum Innehalten und Hinspüren auf das, um das es wirklich geht im Leben, was tief in uns steckt und was sich wesentlich und sinnvoll durch uns entfalten will.«¹¹¹

Das innere, wahre Ich zu finden, soll dabei helfen, mit anderen Menschen und mit gesellschaftlichen bzw. beruflichen Anforderungen besser zurechtzukommen. »Wahrhaftigkeit« oder »Authentizität« sind dabei häufig gebrauchte Vokabeln. Einmal mehr soll damit nicht die Gesellschaft verändert werden, auch wenn sie als etwas Belastendes und Negatives empfunden wird. Verändern und anpassen soll sich der einzelne Mensch.¹¹² Umgekehrt wird Gesellschaft damit von Verantwortung freigesprochen. Nicht sie, sondern der Mensch gilt als Ursprung des Schlechten: Wird die äußere Welt als problematisch und belastend empfunden, so gründet dies aus esoterischer Sicht in der inneren Unvollkommenheit der Betroffenen. Es gründet in ihrer angeblich »verkopften« Haltung, ihrem Vernunftdenken, in der Entfremdung von ihrem höheren wahren Ich.

Hieran kann neoliberale Ideologie unmittelbar anknüpfen, und dies keineswegs nur, weil Esoterik und Neoliberalismus individualistische Ideologien sind. Ihre Übereinstimmung geht sehr viel weiter: Beide teilen die Vorstellung, dass sich der Mensch seiner Außenwelt anzupassen hat. Für das eigene Heil, Glück und Wohlbefinden ist nicht die Gesellschaft, sondern jede und jeder Einzelne selbst verantwortlich. Die äußere Welt bzw. die Gesellschaft können durchaus als problematisch und negativ beschrieben werden. Die Lösung für dieses Problem aber sehen Esoterik und Neoliberalismus im Menschen selbst – in seinem Verhalten und seinem Denken, seinem Bewusstsein, seinem Umgang mit jener äußeren Welt. Gesellschaftliche Veränderung ist aus esoterischer Sicht allenfalls denkbar, wenn alle Menschen den Weg zu ihrem wahren Ich, zum Göttlichen in sich selbst finden. Fremd ist der Esoterik wie auch dem Neoliberalismus der Gedanke, dass sich Menschen zusammenschließen und gemeinsam für Veränderungen streiten, etwa in Gewerkschaften, Parteien oder in Kirchen.

Ein esoterischer Mensch ist ein aktiver Mensch, weil er sich in der beschriebenen Weise um Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen bemüht. Er fühlt sich verantwortlich für den eigenen sozialen und ökonomischen Erfolg, er akzeptiert äußere Gegebenheiten, Marktergebnisse stellt er nicht in Frage. Damit stabilisiert und rechtfertigt die Esoterik den Neoliberalismus. Glücklich und zufrieden macht sie ihre AnhängerInnen allerdings ganz offensichtlich nicht.

6.

»Quäl dich, du Sau!«

Wettkampf, Sport und fitte Körper

Schweiß und Schmerz, Kampf und Krampf, Lust und Leid – der Neoliberalismus lässt auch den menschlichen Körper nicht unangetastet. Sei es im Wettkampf-Sport, sei es im Bemühen um Attraktivität und Fitness: Der Körper wird gestaltet und verglichen, genutzt und vermessen.

Wettkampf-Sport

Heutige Gesellschaften sind Sport-Gesellschaften. Es ist kein Zufall, dass die Entstehung des modernen Sports und des Kapitalismus bzw. der bürgerlichen Gesellschaft ab dem 18. Jahrhundert zeitlich parallel verliefen. »Ich gegen dich«, »Wir gegen sie« – das ist die Grundkonstellation zumindest des Wettkampf-Sports schlechthin. Es ist eine Konstellation, die am Ende nur einen Sieger oder eine Siegerin kennen kann; alles oder nichts.

Wettkampf-Sport ist die Inszenierung von Konkurrenz. Basierend auf geschriebenen und ungeschriebenen Regeln treten Menschen oder Teams gegeneinander an, um die Besten zu bestimmen. Regeln sollen gewährleisten, dass sportliche Leistungen nach einheitlichem Muster erbracht werden und miteinander vergleichbar sind. Und sie stellen Kriterien bereit, um bestimmte Leistungen als besser oder schlechter beurteilen zu können. Diese Kriterien sind dabei meist vergleichsweise einfach – etwa schneller zu rennen oder mehr Tore zu schießen.

Wenngleich auch Glück eine große Rolle spielt, so gilt doch Leistung als der entscheidende Faktor für sportlichen Erfolg. Die aus sportlichen Wettkämpfen hervorgehenden SiegerInnen werden gefeiert, oft zu HeldInnen aufgewertet. Sie sind schließlich diejenigen, deren Leistung als die aktuell größte gilt. In einer ganzen Reihe von Sportarten gibt es zusätzlich Welt- und andere Rekorde, die zu übertreffen sind: Nicht nur im Wettkampf gegen anwesende GegnerInnen, sondern auch gegen vergangene und zukünftige wird hier gekämpft.

Nicht zuletzt, weil er Prinzipien und Werte der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft aufgreift, eignet sich Sport zur Vermittlung und insbesondere zur Rechtfertigung eben dieser Prinzipien und Werte.¹¹³ Geradezu beispielhaft erfüllen Sportfilme diesen Zweck: Sie handeln regelmäßig davon, dass sich sportliche Leistung am Ende auch gegen Widrigkeiten durchzusetzen vermag und zu Erfolg und gesellschaftlicher Anerkennung führt. Man denke etwa an Boaz Yakins Film »Remember the Titans« (»Gegen jede Regel«), erschienen 2000. Er erzählt von einer Gruppe weißer und schwarzer US-amerikanischer High-School-Football-Spieler. Sie finden sich in den 1970er Jahren aufgrund der Zusammenlegung ihrer High-Schools erstmals in einem gemischten Team wieder. Ihr sportlicher Erfolg ist am Ende nur möglich, weil individuelle Leistung – und nicht die Hautfarbe – das entscheidende Kriterium für die Bewertung jedes einzelnen darstellt.

Neben Rassismus ist der soziale Aufstieg durch sportlichen Erfolg ein weiteres beliebtes Thema in Sportfilmen. Man denke etwa an die »Rocky«-Reihe (ab 1976), an »Goal! The Dream begins« (»Goal! – Lebe deinen Traum«, 2005) von Danny Cannon oder an »Blind Side« (»Blind Side – Die große Chance«, 2009) von John Lee Hancock. Die Moral, die im Sport und in solchen Sportfilmen erzählt wird, ist altbekannt: Jeder und jede könne »es schaffen«, wenn er/sie nur genug leiste. Sportlicher Erfolg scheint diese Moral zu bestätigen; er vermittelt damit immer auch den Eindruck und das Gefühl von Gerechtigkeit.

Dies macht Sport noch nicht per se neoliberal. So zeigt etwa die Geschichte des Arbeitersports, dass er durchaus auch mit anderen Gesellschaftsvorstellungen und Werten gefüllt werden kann. Auch gibt es noch immer ausgeprägte Fairnessregeln; und Sympathie mit Außen-

seitern ist weit verbreitet. Und doch kann sich neoliberale Ideologie die Prinzipien des Sports unmittelbar zu Nutze machen. Und sie tut es auch.

Der heutige Wettkampf-Sport geht allerdings noch weit über eine solche ideologische Ebene hinaus. So bildet er längst ein Handlungsfeld zur praktischen Umsetzung neoliberaler Vorstellungen von Markt und Gesellschaft – und damit auch für deren Normalisierung. Diskutiert wird diese Entwicklung als Kommerzialisierung des Sports. Seit den 1970er Jahren, und verstärkt seit den 1990er Jahren, wird Sport zunehmend von Marktprinzipien geprägt.¹¹⁴ Die Verwertung von Sportereignissen im Fernsehen ist dafür die entscheidende Grundlage; mit der wachsenden Bedeutung des privaten Rundfunks in vielen Ländern erhielt diese Entwicklung einen enormen Schub.¹¹⁵ Entsprechende Regelanpassungen in einer ganzen Reihe von Sportarten, um für das Publikum attraktiver zu werden, taten ein Übriges. Sport ist längst zu einer milliardenschweren Unterhaltungssparte geworden.

Damit eng verbunden ist die große Bedeutung, die Sport und SportlerInnen heute für die Werbung haben. So sind im Wettkampf-Sport, und zwar selbst im Amateurbereich, Werbebotschaften nicht nur optisch überall präsent, sondern Bestandteil selbst von Stadion- und Liga-Namen. Sportverbände und -vereine versuchen zudem, neue und finanziell besser gestellte Zuschauergruppen zu erschließen. Dem sollen unter anderem die Ausweitung von Sitzplatzbereichen, der Bau von Logen und die Überdachung der Stadien dienen. Und längst ist auch national organisierter Sport international unterwegs: Die US-amerikanischen Football- und Basketball-Ligen versuchen ebenso, ein globales Publikum zu erreichen, wie die großen europäischen Fußball-Ligen. Sie sind, wie auch die Clubs selbst, zu Marken geworden.

Diese Entwicklung verlief und verläuft keineswegs widerspruchsfrei. So sind moderne, sterile Fußball-Arenen als Stätten kommerzialisierter Sportunterhaltung keineswegs bei allen Fans beliebt. Die unter anderem durch solche Arenen angestrebte Erweiterung des klassischen Fußball-Publikums führt zu Unmutsbekundungen verschiedener Gruppen gegeneinander. Auf deutliche Ablehnung und wiederkehrende Proteste stößt ferner die fernseh- und werbefreundli-

che Verteilung der Spiele einzelner Fußball-Spieltage auf verschiedene Tage und Uhrzeiten. Fußballfans in Deutschland bringen seit einigen Jahren immer wieder mit phantasievollen Aktionen ihren Unmut hierüber zum Ausdruck. Ein weiteres Beispiel: Beim immer schon »etwas anderen« Fußballverein Union Berlin konnte die Vereinsführung unter anderem mit dem Argument, man wolle den Namen des »Stadions An der Alten Försterei« nicht verkaufen, da man nicht in eine »Hakle-Feucht-Arena« gehen wolle, Fans und Mitglieder für ein alternatives, weniger kommerzielles Modell zur Finanzierung des Neubaus einer Tribüne gewinnen. Und gegenüber »Retortenclubs«, die kaum über Tradition verfügen, aber in hohem Umfang auf Geldzahlungen durch Mäzene oder Konzerne zurückgreifen und auf diese Weise Erfolg erkaufen, bringen nicht nur Fans traditioneller Vereine regelmäßig ihr Missfallen zum Ausdruck.

Doch trotz solcher vereinzelter Widerstände ist die Kommerzialisierung des Sports heute weit gediehen. Mit den hohen Geldsummen, die dabei im Spiel sind, geht eine selbst für neoliberale Gesellschaften enorme Ungleichheit bei der Verteilung der Einkommen einher: Die oft diskutierten und kritisierten extrem hohen Einkommen im Sport konzentrieren sich nicht nur auf wenige Sportarten und in der Regel auf männliche Sportler, sondern dort auch auf eine überschaubare Anzahl Köpfe. Sportmärkte sind geradezu beispielhafte »Winner-take-all«-Märkte.¹¹⁶ Hier setzen sich nur wenige SportlerInnen oder Teams durch. Sie heimsen nicht nur extrem hohe Einkommen ein, sondern können sich auch die besten Ausgangsbedingungen für zukünftige Erfolge sichern. Der heutige kommerzialisierte Wettkampf-Sport schafft, bewahrt, begründet und rechtfertigt auf diese Weise eine enorme Ungleichverteilung von sportlichen Erfolgen und Einkommen. Er ist damit Konsequenz und Bestandteil des Neoliberalismus zugleich.

Ein wesentliches Element des Sports schlechthin ist der menschliche Körper. Er ist das grundlegendste »Sportgerät«, er wird für Höchstleistungen trainiert, und nicht zuletzt ist er Mittel zum Ausdruck von Emotionen. Letztere spielen gerade in der Sportberichterstattung eine zentrale Rolle: Sieg und Niederlage, Enttäuschung und Freude, Schmerz und Glück sind wesentliche Bestandteile der Inszenierung

sportlicher Konkurrenz. Die Übertragung von Sport im Fernsehen lebt nicht zuletzt davon, Emotionen zur Schau zu stellen¹¹⁷ – bevorzugt in Zeitlupe und Nahaufnahme.

Im Umgang mit Emotionen im Sport spielen zum einen Selbstdisziplin und Selbstüberwindung, zum anderen Schmerz eine entscheidende Rolle. Der US-Boxer Muhammad Ali sprach davon, dass sein stärkster Gegner immer er selbst gewesen sei. In dieser Äußerung wird ein heroisches (Selbst-)Bild deutlich: Zum Erfolg im Sport gehöre in erster Linie, sich selbst zu besiegen – den eigenen Körper wie auch die eigenen Ängste, Wünsche und inneren Widerstände. Erfolg erfordere Selbstoptimierung, Selbstdisziplin und Selbstüberwindung. Dies ist einmal mehr ein Gedanke, an den der Neoliberalismus unmittelbar anknüpfen kann.

Dies gilt insbesondere auch für Schmerzen und ihre Überwindung. Einen Körper zu sportlicher Höchstleistung zu bringen, ist vor allem, aber keineswegs nur im Verletzungsfall schmerzhaft. Berühmt geworden ist das »Quäl dich, du Sau!« des Radrennfahrers Udo Bölts. Er wollte mit dieser Äußerung seinen Teamkapitän Jan Ullrich während der Tour de France 1997 dazu bringen, einer Schwächephase nicht nachzugeben. Ideen eines modernen sportlichen Heldentums beruhen auf solcher – oft schmerzhafter – Selbstüberwindung. Sie sind zugleich eng verknüpft mit neoliberalen Leistungsvorstellungen.¹¹⁸ Im Zeitalter des kommerzialisierten Sports werden Emotion im Allgemeinen und Schmerz im Besonderen genau in diesem Sinne inszeniert. Sie sind deshalb niemals nur eine persönliche oder private Angelegenheit, sondern finden immer in einem sozialen Kontext und in der Öffentlichkeit statt.

Fitte Körper

Sportliche Körper sind auch weit über Wettkampf-Sport hinaus von gesellschaftlicher Relevanz. Sie stellen soziale Maßstäbe für Attraktivität dar. Körper sportlich aktiver Menschen gelten als schön, gesund und vorbildlich, sind sie doch meist schlank, ausdauernd und

sportlich »gebaut«. Kurzum: Sie sind »fit«. Das jeweilige Ausmaß etwa der Schlankheit oder der Ausprägung von Muskeln, das als attraktiv gilt, mag zwar im Zeitverlauf schwanken. Auch unterscheidet es sich in unterschiedlichen sozialen Klassen.¹¹⁹ Zudem ist zwischen den Geschlechtern zu unterscheiden: Nicht nur in Fernsehen und Werbung ist der »ideale« Männerkörper vor allem eine »Kampfmaschine«, der »ideale« Frauenkörper hingegen »erotisches Lustobjekt«.¹²⁰ All dies ändert allerdings nichts an der Grundregel, dass ein sportlicher Körper gemeinhin als attraktiver denn ein unsportlicher gilt.

Die zunehmende gesellschaftliche Bedeutung der Attraktivität von Körpern dürfte einer der wichtigsten Gründe dafür sein, dass es in den vergangenen Jahrzehnten zu einer bemerkenswerten Ausweitung sportlicher Betätigung in allen westlichen Gesellschaften kam. So wuchs die Zahl der Menschen, die zwanglos-ungebundenen, individuellen sportlichen Aktivitäten nachgehen. Hier sind *Fitness*-Aktivitäten (etwa Krafttraining, Jogging, Gymnastik, Aerobic, Nordic Walking) ebenso zu nennen wie moderne *Trendsportarten* (etwa Snowboarding und Skateboarding) und *Extrem-* bzw. *Risikosportarten* (etwa Bungee Jumping, Base Jumping, Freeclimbing, Wildwasserkajak).

Sportliche Betätigung erreicht damit heute mehr Bevölkerungsgruppen als noch vor wenigen Jahrzehnten. Sport ist ein Massenphänomen. Insbesondere gehen ihm heute mehr als früher auch Frauen sowie ältere Menschen nach. Die Bedeutung kommerzieller Anbieter, etwa von Fitness-Studios und Kletterhallen, ist gegenüber ehrenamtlichen Vereinen stark gewachsen.¹²¹

Ein Grund für die Zunahme sportlicher Betätigung dürfte sicherlich sein, dass das Berufsleben von immer mehr Menschen kaum noch körperliche Aktivität kennt. Sport dient dann dem Ausgleich. Ein weiterer Grund ist aber auch und vor allem die mit dem Neoliberalismus veränderte gesellschaftliche Rolle von Körpern. Körper gelten heute mehr denn je als etwas, das geformt werden kann und geformt werden soll.

Zwar orientierten sich die Menschen (vor allem Frauen) schon Ende des 19. Jahrhunderts und dann wieder in den 1920er Jahren am Ideal der Schlankheit. Doch unterscheidet sich die neue Fitness-Bewe-

gung seit den 1970er Jahren davon deutlich.¹²² Beginnend zunächst mit Jogging und Aerobic, umfasst sie heute ein unübersichtliches und sich ständig veränderndes Sammelsurium sportlicher Aktivitäten. Diese neue Fitness-Bewegung kann einerseits als Konsequenz des Neoliberalismus gewertet werden, bietet andererseits aber auch selbst ideologische Anknüpfungspunkte für diesen. Traditionelle sportliche Werte werden im Zuge dieser Entwicklung nicht ersetzt, wohl aber ergänzt und verändert: Mit den genannten individuellen sportlichen Aktivitäten rücken Selbstverwirklichung, Individualismus und Autonomie in den Mittelpunkt. Der Gedanke der Konkurrenz, ein traditionelles Element des Wettkampf-Sports, wird übertragen auf die gesellschaftliche Ebene: Nicht mehr gegen einen unmittelbaren Gegner wird gekämpft, sondern gegen Millionen KonkurrentInnen, die noch fitter und noch aktiver sind. Nicht mehr die Konkurrenz zwischen wenigen wird inszeniert, sondern Menschen inszenieren sich und ihre Körper im verschärften gesellschaftlichen Konkurrenzkampf – Stichwort Selbstdarstellung.

Dies umfasst im Wesentlichen zwei Aspekte, die eng zusammenhängen. Zum Ersten dient ein fitter Körper dazu, sich von anderen – weniger fitten – Menschen zu unterscheiden und abzugrenzen.¹²³ Im Konkurrenzkampf in Beruf, Sexualität und Alltag kann Attraktivität den Ausschlag gebenden Erfolgsfaktor darstellen. Individualität und Identität beruhen damit paradoxerweise (auch) darauf, dass Menschen den eigenen Körper an gängige Vorstellungen von Attraktivität und Gesundheit anpassen. Damit werden diese Vorstellungen eines »idealen« Körpers und eines »idealen« Menschen nicht nur akzeptiert, sondern auch bekräftigt und gesellschaftlich weitergetragen.

Zum Zweiten signalisiert ein beständig trainierter, fitter Körper Leistungswille, Selbstdisziplin, Selbstverantwortung sowie Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit.¹²⁴ Hier kommt ein Gedanke zum Ausdruck, der auch für Wettkampf-Sport wichtig ist: Fitness teilt mit allen sportlichen Aktivitäten die Idee, dass der menschliche Körper als etwas zu Überwindendes verstanden werden müsse. (Dem widerspricht nicht, dass Menschen durchaus häufig mit Begeisterung sportlich aktiv sind. Das Überwinden des Körpers ist Voraussetzung und Grund dieser Freude.)

Auf diese Weise wird der Mensch zu Produkt, Produzent und Verkäufer seiner selbst.

Ergänzt werden Fitness-Aktivitäten häufig und zunehmend durch so genanntes *Wellness* sowie durch esoterische Vorstellungen. *Wellness* soll der körperlichen und geistigen Entspannung dienen. Seinen gesellschaftlichen Durchbruch als Massenphänomen hatte dieses Konzept, wenig überraschend, in den 1970er Jahren. Das gilt auch für Esoterik,¹²⁵ die sich mit ihren Ideen von »Energieflüssen« und unsichtbaren Wirkmechanismen gleichfalls (auch) auf Körper bezieht. Esoterik, *Wellness* und Fitness vermischen sich zu oft genug abstrusen Therapieformen und Trainingskonzepten, die etwa unter dem Trendschlagwort der *Ganzheitlichkeit* gut zahlende Kunden und vor allem Kundinnen finden.

Fitness, *Wellness* und Esoterik beruhen auf der Vorstellung, dass Menschen als Individuen zu verstehen, zu behandeln und zu »heilen« sind. Sie rechtfertigen damit zugleich diese individualistische Vorstellung. Der gesellschaftliche Kontext, in dem die Menschen leben, gilt ihnen lediglich als Anlass von Veränderung, nicht aber als dasjenige, das verändert werden soll. Oder mit anderen Worten: Der Mensch soll sich den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Anforderungen seiner Umwelt anpassen. Fitness und *Wellness* wollen lediglich dabei unterstützen. Dabei sind beide weniger als Zustände denn als Prozesse aufzufassen: Der eigene Körper ist nie vollendet »fit« und »well«; Selbstoptimierung bleibt eine dauerhafte Aufgabe. Rastlose Aktivität ist die Folge. Fitness und *Wellness* produzieren so ein beständiges und gewolltes Defizit.¹²⁶ Sie sind keine erreichbaren Ziele, sondern allenfalls Wege zu fiktiven Zielen. Insofern ist es zynisch und folgerichtig zugleich, wenn die Fitness-Studio-Kette »McFit« auf ihrer Homepage mit dem Slogan wirbt: »Jedes Ziel hat einen Weg. Geh Deinen.«¹²⁷

Gleichwohl sind Sport und Bewegung an sich ohne Zweifel gesund und sinnvoll. Die gesellschaftlichen Fitness- und *Wellness*-Anforderungen prägen allerdings übermäßig das Leben und Selbstbild der Menschen. Zudem sind sie eng verbunden mit einer autoritären Idee gesundheitlicher Prävention.¹²⁸ Durch diese wird die Verantwortung

für Gesundheit und Gesundheitsvorsorge den Menschen selbst übertragen. Sport und Bewegung werden damit politisch: Jede und jeder Einzelne soll aktiv sein und sich um die eigene Gesundheit bemühen. Aus dieser Perspektive sind nicht in erster Linie Staat und Gesellschaft aufgerufen, ein funktionierendes Gesundheitssystem zur Verfügung zu stellen, sondern jeder Mensch hat zu allererst eine Bringschuld: Er/sie hat sich durch körperliche Betätigung und gesunde Ernährung um seine/ihre eigene Gesundheit zu bemühen. Es ist vor diesem Hintergrund kein Zufall, dass eine niedersächsische Kette von Fitness-Studios mit der Selbstbezeichnung »The Health & Lifestyleclub« am Markt auftritt.¹²⁹

Solche Anforderungen haben nicht zuletzt in Diskussionen um Sozialstaat und Sozialleistungen verheerende Auswirkungen. Ausgrenzendes Denken und Reden gegenüber armen Menschen gründet unter anderem häufig auf dem Vorwurf, diese lebten ungesund, sie seien ungepflegt, fettleibig und ernährten sich falsch.¹³⁰ Die weltweit in über 20 Ländern ausgestrahlte TV-Show »The biggest Loser« beruht genau auf solchen Vorurteilen. Darin werden korpulente Menschen moralisierend vorgeführt und mit gesellschaftlichen Vorstellungen »idealer« Körper konfrontiert. Die Erwartungshaltung in der Show ist klar: sich bewegen und abnehmen.¹³¹ Die eigentlich naheliegende Frage, was möglicherweise die Gründe für unterschiedliches Gesundheitsverhalten in verschiedenen sozialen Klassen und bei verschiedenen Menschen sind, wird hingegen nicht gestellt. Auch nicht die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen zunehmender sozialer Ungleichheit und bestimmten Krankheitsphänomenen gibt. Dies wäre eine Frage, die mit »Ja« beantwortet werden müsste. Stattdessen werden einige soziale Gruppen aufgrund ihres angeblichen Fehlverhaltens beschimpft – mit der indirekten Folge, dass die Existenzberechtigung einer umfassenden sozialen und gesundheitlichen Absicherung als zweifelhaft erscheint.¹³²

Auch Regierungen haben Sport und Bewegung zur Gesundheitsprävention längst für sich entdeckt,¹³³ sie knüpfen damit zumindest indirekt an diese Diskussionen an. Einen frühen Anfang machte mit politischer Unterstützung der Deutsche Sportbund, als er 1970 die

Trimm-Dich-Bewegung startete. In Großbritannien hat die Labour Party nach ihrer neoliberalen Wende unter Tony Blair die Gelder zur Förderung des Sports deutlich ausgeweitet. Sie tat dies ausdrücklich in der Annahme, dies seien soziale Investitionen, die sich zukünftig für das Land auszahlen.¹³⁴ Hier hat New Labour das neoliberale Ideal eines aktiven, selbstverantwortlichen, selbstdisziplinierten und anpassungsbereiten Menschen aufgegriffen und in politische Maßnahmen übersetzt: Jeder Mensch sei seines Glückes Schmied – und seines Körpers Fitnesstrainer.

Mehr noch als Fitness und Wellness und mehr noch als Regierungsprogramme zur Gesundheitsprävention huldigt der Extrem- und Risikosport diesem neoliberalen Ideal.¹³⁵ Dies schließt in diesem Fall, nicht ganz widerspruchsfrei, auch die risikoreiche Suche nach Erfahrungen jenseits der Grenze dessen ein, was die allermeisten Menschen zu erleben und zu riskieren bereit sind. Extrem- und RisikosportlerInnen treiben damit die oben beschriebene Selbstabgrenzung und Individualisierung auf die Spitze. Entsprechend beruht auch das Geschäftsmodell derer, die Extrem- und Risikosport professionell betreiben, auf ihrer Inszenierung als aktive, selbstverantwortliche und selbstdisziplinierte Individuen.¹³⁶ Da ist es nur folgerichtig, wenn der italienische Extrem-Bergsteiger und Abenteurer Reinhold Messner auch politische Konsequenzen zieht: »Heute noch kann ich auf jeden Berg klettern, wochenlang marschieren und im Notfall einen Mann mit der bloßen Faust erschlagen. Ich bin Bauer geworden und ernähre mich selbst. Für eines aber fehlt mir heute wie damals die Ausdauer: Mich ein für allemal der Obhut unseres Sozialstaates anzuvertrauen.«¹³⁷

Messner hat offenbar verinnerlicht, was Blair seinen Landsleuten beibringen wollte.

7. Inszenierte Vorbilder

Stars und Sternchen

Kontaktanzeigen aus Zeiten, in denen es Internet und Chats noch nicht gab, zwangen zu sprachlicher Effizienz: Wer sich dort präsentierte, musste die eigene Persönlichkeit und Besonderheit in wenigen Worten auf den Punkt bringen. So schrieb ein junger Mann Mitte der 1980er Jahre in einer Anzeige der Jugendzeitschrift »Bravo«: »Löwe-Boy (18) sucht Brieffreundin zwischen 15 und 150. Hobbys: Fußball, Musik von Prince und M. Jackson.«¹³⁸ Einige Jahre später, 1997, standen Stars, Sport und Musik bei jungen Leuten nicht minder hoch im Kurs: »Hallo! Wer (13-16) hat Lust, einem 13jährigen Prodigy-Fan zu schreiben? Meine Hobbys sind: Handball, Lesen und Formel 1.« Michael Jackson war auch in den 1990ern noch beliebt: »Jackson-Fans! Wer möchte mir (15) schreiben? Meine Hobbys: Jackson, Computer.«¹³⁹

Bemüht locker formuliert, zeigen solche Anzeigen, wie wichtig die Identifikation mit Stars für Jugendliche offenbar ist. Doch gilt das keineswegs nur für sie: Man denke etwa an die roten Teppiche bei Filmfestivals, an die große Anzahl an Magazinen über Promis und Adelshäuser oder an den ekstatischen und pathetischen Umgang mit herausragenden AthletInnen bei Sportveranstaltungen. Diese Beispiele zeigen, dass Stars auch die Welt der Erwachsenen bestimmen – bis hin zu krankhaften Extremfällen wie dem verwirrten Steffi-Graf-Fan Günter P., der 1993 ein Attentat auf die Tennisspielerin und Graf-Konkurrentin Monica Seles verübte.

Offensichtlich haben Stars aus Fernsehen, Sport, Adel, Populärmusik, Film sowie (seltener) anderen Künsten und Politik heute viel

mit der Identitätsbildung von Menschen zu tun. Es gibt in den Medienwissenschaften inzwischen eine ganze Reihe von Studien, die sich mit dem Verhältnis von Stars und ihren AnhängerInnen befassen.¹⁴⁰ Sie zeigen, dass dieses Verhältnis sehr vielfältige Formen annehmen kann – von Anerkennung und Identifikation über Verehrung bis zum Verliebtsein. Durch die Orientierung an ausgewählten Stars und die Ablehnung anderer bilden sich soziale Gruppen. Deren Grenzen verlaufen nicht selten entlang von Klasse und/oder Geschlecht.

Stars sind nicht einfach Menschen mit besonderen beruflichen Tätigkeiten oder Fähigkeiten. Entscheidend ist vielmehr die Inszenierung eines Images;¹⁴¹ Stars werden produziert, um mit ihnen Geld zu verdienen. Der britische Medienwissenschaftler Richard Dyer bezeichnet Stars als »Waren« und »Vermögenswerte«; sie machen sich selbst zu solchen und werden zu solchen gemacht.¹⁴² Auch der Soziologe Zygmunt Bauman unterstreicht den Waren-Charakter von Stars. Für ihn heißt Star-Sein, »auf den Titelseiten von Tausenden von Zeitschriften und auf Millionen von Bildschirmen gezeigt zu werden, im Gespräch zu sein, gesehen, wahrgenommen und damit, vermutlich, von vielen begehrt zu sein – genau wie die Schuhe, Röcke oder Accessoires, die derzeit in Hochglanzmagazinen und auf den Fernsehbildschirmen prangen und damit im Gespräch sind, gesehen werden, wahrgenommen, begehrt...«¹⁴³

Selbstdarstellung ist Grundlage des Star-Seins schlechthin: Die Arbeit besteht darin, durch ein bestimmtes Auftreten und (meist attraktives) Aussehen, durch systematische öffentliche Präsenz sowie die Weitergabe bestimmter Informationen aus dem Privat- und Berufsleben ein Star-Image zu schaffen, das von Öffentlichkeit und Medien angenommen wird.¹⁴⁴ Dass dieses Image Ergebnis einer anstrengenden, keineswegs vollständig kontrollierbaren Inszenierung ist, ist Thema etwa des Spielfilms »Notting Hill« von Roger Michell (1999): Eine Star-Schauspielerin ist darin bemüht, ihre aufkeimende Liebe zu einem Londoner Buchhändler vor Öffentlichkeit und ArbeitskollegInnen geheim zu halten. Dahinter steckt der (nur halbwegs erfolgreiche) Versuch, die Kontrolle über das eigene Image und Star-Sein zu wahren.

Voraussetzung dafür, massenwirksam Images zu inszenieren und Stars zu produzieren, sind Massenmedien.¹⁴⁵ Stars finden nicht nur durch ihre Filme, Lieder, Konzerte, Sportevents statt, sondern auch und vor allem in Interviews und Talkshows, im Verkauf von T-Shirts und Bettwäsche, in Boulevard-Magazinen und in Biografien bzw. Autobiografien. Die dabei vermittelten Inhalte sind stets von der Wahrnehmung und Interpretation durch das Publikum abhängig. Die Akzeptanz eines Stars lässt sich nicht erzwingen. Genauso wenig lässt sich bestimmen, was genau das Publikum an einzelnen Stars schätzt. Dies mag von äußerlichen Merkmalen (Mode, Frisur, Gesicht, Körperbau) über körperliche Aktivitäten (Tanzen, Sport, Fitness) und musische Fertigkeiten (Gesang, Texte, Kunstwerke) bis hin zu privatem Verhalten und öffentlichem Auftreten reichen. Und während die meisten Stars als vorbildhaft angesehen werden, gibt es auch negative Vorbilder: Stars, deren Verhalten gesellschaftlich überwiegend gerade nicht als nachahmenswert angesehen wird.¹⁴⁶

Das Starsystem ist älter als der Neoliberalismus, gleichwohl ist es heute für die Verbreitung neoliberaler Ideologie wichtig. Ein Grund dafür ist die Bedeutung von Stars für die Entwicklung individueller Identitäten: Nach Dyer bringen Stars Vorstellungen zum Ausdruck, die eine Gesellschaft von Personen bzw. von Individuen hat. Stars artikulierten, so Dyer, sowohl die Versprechen als auch die Schwierigkeiten, die die Idee des Individualismus mit sich bringe.¹⁴⁷

Um diesen Zusammenhang zwischen Stars und Individuum zu verstehen, ist es wichtig, zwischen dem Starsystem als solchem auf der einen Seite und einzelnen Stars auf der anderen Seite zu unterscheiden. Letztere können durchaus für anti-neoliberale und linke Inhalte stehen. Der britische Musiker Bob Geldof, der italienische Sänger Francesco De Gregori und der frühere Fußballnationaltrainer Argentiniens César Luis Menotti sind dafür ebenso Beispiele wie die US-Schauspielerin Susan Sarandon oder ihre britische Kollegin Vanessa Redgrave. Der kommerziellen Verwertung tut eine solche politische Haltung keinen Abbruch. Sozialkritik und Links-Sein können für ein Star-Image und seine Vermarktung sogar hilfreich sein.

Hingegen vermittelt das Starsystem als Ganzes durchaus neoliberale Ideologie. Die vom Neoliberalismus formulierten Anforderungen sind klar: Die Menschen sollen sich flexibel und marktkonform zeigen und dabei als authentische Person erkennbar bleiben. Sie sollen selbstdiszipliniert sein. Sie sollen durch aktive Anstrengungen versuchen, zu Erfolg, Reichtum und Anerkennung zu gelangen. Sie sollen sich selbst darstellen und vermarkten. Diese Anforderungen richten sich an alle Menschen, ganz gleich ob Star oder nicht. Stars allerdings versuchen öffentlich, ihnen gerecht zu werden. Ein Star zu werden und zu bleiben, ist harte Arbeit. Wer sich hier durchsetzt, hat »es« für alle sichtbar »geschafft«. Das ist jedenfalls die Erzählung, die hinter den Stars steht. Erfolg, Ruhm, Reichtum, Attraktivität erscheinen als Ergebnisse individueller Leistung von Menschen, die für diese Leistung bewundert und geliebt werden.¹⁴⁸ In diesem Sinne verkörpern Stars heute ein neoliberales Bild und Vorbild des Individuums.

Die Frage nach wirklicher Leistung oder gar nach gesellschaftlicher Nützlichkeit ist aus dieser Perspektive allenfalls zweitrangig. Tatsächlich gründet manches Star-Sein schlicht im Star-Sein selbst: Das deutsche TV-Sternchen Daniela Katzenberger, das US-It-Girl Kim Kardashian oder die deutsche Millionärsfamilie Geiss beispielsweise sind Stars einzig und alleine, weil sie Stars sind. Die Selbstbezüglichkeit des Medien- und Starsystems wird in ihnen nochmals radikalisiert. Der Neoliberalismus wiederum kann hier unmittelbar anschließen: Für ihn zählt als Begründung für Reichtum und soziale Anerkennung ausschließlich der Erfolg an den Märkten, im Fall von Stars an Medienmärkten. Zeitaufwand, Anstrengungen und Fähigkeiten spielen hingegen keine Rolle. Die eben genannten Stars sind geradezu perfekte Verkörperungen eines solchen neoliberalen Leistungsbegriffs.¹⁴⁹

Der Zusammenhang von Stars und (neoliberalem) Individuum lässt sich auch gut an Biografien und Autobiografien verdeutlichen. Diese beiden Textsorten sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten kommerziell und gesellschaftlich immer wichtiger geworden. Ihre Zahl und Auflagen dürften stark angestiegen sein. Wenngleich

es keine wissenschaftliche Untersuchung zur Anzahl solcher Veröffentlichungen zu geben scheint, so drängt sich diese Vermutung mit Blick auf Bestsellerlisten und Verlagsprogramme doch auf. Ähnliches gilt auch für die große Zahl der in den letzten Jahren erschienenen Spielfilme mit biografischem Inhalt. Man denke etwa an »Gandhi« von Richard Attenborough (1982, über den Politiker Mahatma Gandhi), »Herbstmilch« von Joseph Vilsmaier (1989, über die Bäuerin Anna Wimschneider), »Ray« von Taylor Hackford (2004, über den Sänger Ray Charles), »La vie en rose« von Olivier Dahan (2007, über die Sängerin Édith Piaf), »Grace of Monaco« ebenfalls von Olivier Dahan (2014, über die Fürstin Gracia Patricia von Monaco) und viele mehr.

Diese kurze Aufzählung zeigt auch, dass bei Weitem nicht alle (Auto-)Biografien und Biopics das Leben von Stars schildern. Und doch sind (Auto-)Biografien mit dem Starsystem und mit neoliberaler Ideologie eng verknüpft: Sie bieten die Möglichkeit, neoliberale Inhalte an und mit beliebten Stars zu vermitteln. Wer die Karriere eines Stars erzählt, erzählt diese meist als Geschichte von Anstrengungen, die sich gelohnt haben, und Herausforderungen, die bewältigt wurden. Gerade Autobiografien sind zur Vermittlung solcher Inhalte geeignet, gelten sie doch als besonders authentisch und glaubwürdig.

So stellt sich der Schauspieler Arnold Schwarzenegger in seinen Büchern als Aufsteiger dar, der durch starken Willen und Disziplin zu Erfolg und Reichtum kam.¹⁵⁰ Der Sozialwissenschaftler Heiko Bolldorf hat anhand der Autobiografie des Sängers Dieter Bohlen gezeigt, wie dieser selbstbewusst und offensiv mit neoliberalen Klischees den eigenen Erfolg erklärt und begründet (beispielsweise so: »Talent + arbeiten + arbeiten + arbeiten + arbeiten – dann kommt irgendwann auch die Kohle. Und: Haste Kohle, haste Frauen, haste Autos.«)¹⁵¹ In ähnlicher Weise, wenngleich weniger offensiv, begründen und erklären auch die Fußballer Stefan Effenberg, Zinedine Zidane und David Beckham in ihren Autobiografien den eigenen sportlichen Erfolg.¹⁵²

Hinzu kommt, dass (Auto-)Biografien hilfreiche Instrumente für die Inszenierung von Stars und Images sind. Dies ist auch ein Grund

dafür, dass sie heute nicht mehr nur am Lebensende als Rückblick auf ein Star-Leben veröffentlicht werden, sondern im Extremfall schon zu Karriere-Beginn. Als das Fußballtalent Franz Beckenbauer 1966 mit 21 Jahren seine erste Autobiografie veröffentlichte, hatte dies noch Ausnahmecharakter. Heute ist die Liste der Jungstars mit (Auto-)Biografie lang. Der kanadische Sänger Justin Bieber brachte es 2012 im Alter von 18 Jahren auf zwei Autobiografien und mindestens zwei Biografie-ähnliche Bücher. Auch der deutsche Sänger und Castingshow-Teilnehmer Daniel Küblböck war bei seiner Autobiografie gerade einmal 18 Jahre alt.

Nicht zuletzt sind viele (Auto-)Biografien mit dem Starsystem und mit neoliberaler Ideologie verknüpft, weil sie die Möglichkeit bieten, Lebensverläufe trotz aller Brüche und Schwierigkeiten als kohärent, geschlossen und zielorientiert zu erzählen. Niederlagen und Versagen werden dann als Herausforderungen dargestellt, die aktiv überwunden wurden auf dem Weg zu Erfolg, Ruhm und Reichtum. Star-Sein erscheint als logisches und bewusst angestrebtes Ziel, als Lebensaufgabe, die vorbildlich erfüllt wurde.

Dass ein Leben nicht notwendig so erzählt werden muss, liegt auf der Hand. In (Auto-)Biografien können Positives und Negatives, Aspekte des Scheiterns und Aspekte des Erfolgs, Verzweiflung und Zufriedenheit durchaus nebeneinander stehen bleiben. Nur passt dies eben nicht zu Stars. Deren (Auto-)Biografien werden anders geschrieben: Bei ihnen stehen Selbstoptimierung und (Selbst-)Darstellung im Vordergrund. Brüche, Schwierigkeiten und Scheitern sind dann lediglich Anlässe für Aktivität, Selbstdisziplin und Anstrengung auf dem Weg zum Star-Sein oder Star-Bleiben – ganz neoliberal eben. Dass (Auto-)Biografien von Stars auch schlicht Möglichkeiten sind, um den Fans das Geld aus der Tasche zu ziehen, tut ihrer ideologischen Wirkung keinen Abbruch.

8.

»Ich hab mich geändert!«

Castingshows, Reality-TV und Seifenopern im Fernsehen

Neoliberale Ideologie macht auch vor dem Fernsehen nicht Halt. In entsprechenden Politik-Talksendungen oder manchem Nachrichtenmagazin fällt dies sofort ins Auge. Oft werden neoliberale Vorstellungen aber zu Inhalten ganzer TV-Formate gemacht, ohne dass dies auf Anhieb deutlich wird. Letzteres gilt insbesondere für weite Teile des so genannten *Reality-TV* einschließlich der *Castingshows*. Um sie soll es im Folgenden gehen – ergänzt um einen Blick auf so genannte *Soap operas* bzw., in deutscher Übersetzung, *Seifenopern*.

Castingshows: »DSDS«, »Germany's Next Topmodel«, »Popstars« und Co.

Castingshows sind TV-Sendungen, bei denen eine Jury und/oder das Publikum aus mehreren KandidatInnen einen Sieger oder eine Siegerin bestimmen. Der Begriff »Casting« bezeichnet eigentlich ein nicht-öffentliches Verfahren zur Auswahl von SchauspielerInnen, SängerInnen, TänzerInnen oder Models. Dabei wird in der Regel auf BewerberInnen zurückgegriffen, die schon entsprechende Vorerfahrungen mitbringen. Castingshows übernehmen die Idee eines solchen Auswahlverfahrens, übertragen es aber in die Öffentlichkeit sowie auf überwiegend unerfahrene KandidatInnen. Und auch wenn die Suche

nach SängerInnen, TänzerInnen und Models eindeutig dominiert, ist das Feld der Castingshows inhaltlich doch sehr viel breiter. So gibt es Sendungen, in denen sich Menschen beispielsweise um die Finanzierung eines Geschäftsmodells, um einen Arbeitsplatz oder um das Kennenlernen einer besonders attraktiven Person bewerben. Sie spielen in den nachfolgenden Ausführungen allerdings nur am Rande eine Rolle.

Beispiele für aktuelle oder frühere Musik-Castings sind »Deutschland sucht den Superstar« (»DSDS«) oder »Popstars« aus Deutschland, »Starmania« aus Österreich, »Pop Idol« aus Großbritannien sowie »Star Search« und »X Factor« aus einer ganzen Reihe von Ländern. Großes Interesse finden regelmäßig auch Model-Castingshows, etwa »Austria's Next Topmodel« und »Germany's Next Topmodel« und »Das perfekte Model«, sowie Sendungen zur Auswahl von TänzerInnen.

Castingshows inszenieren Auswahlprozesse. Einzelne KandidatInnen müssen in regelmäßigen Abständen die Show verlassen, sodass am Ende nur ein Sieger oder eine Siegerin übrig bleibt (oder mehrere SiegerInnen, wenn Bands oder Tanzpaare gesucht werden). Ihm, ihr bzw. ihnen sollen Erfolg, Reichtum, Prominenz und ein Leben als »Star« winken. Zwar führt der Sieg in einer Castingshow nur in Ausnahmefällen zu einer wirklichen Star-Karriere. Dennoch ist dieses Versprechen ein wichtiger Grund für das Interesse des Publikums. Es ist auch wesentlichste Motivation der TeilnehmerInnen: Eine häufig zu hörende Floskel der KandidatInnen ist dementsprechend, dass sie sich durch die Sendung ihre »Träume« erfüllen möchten.

Wenn aber am Ende nur eine Person gewinnen kann und allen der ständige Rauswurf droht, dann entsteht Konkurrenz. Der Erfolg der einen bedeutet die Niederlage der anderen. Jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer hat in jeder Minute besser als die anderen zu sein. Diese Konkurrenz sorgt für Emotionalität, Spannung, Konflikte zwischen den KandidatInnen und damit – in den Augen des Publikums – für den Unterhaltungswert solcher Sendungen.

Zwar werden immer wieder auch Momente der Kooperation und der Solidarität zwischen den TeilnehmerInnen sichtbar. Sie zeigen

Mitleid und spenden Trost bei Niederlagen. Sie freuen sich über den Erfolg der anderen. Diese Gefühle sind meist durchaus ehrlich. Auch ist die Fähigkeit zur professionellen Zusammenarbeit mit anderen KandidatInnen in Castingshows eine immer wieder geforderte Eigenschaft. Wie übrigens auch im neoliberalen Arbeitsleben überhaupt. Die Sendung »Popstars« beruht gar darauf, dass am Ende nicht nur eine Person zum Star werden soll, sondern gleich eine ganze Band. Hier ist professionelle Zusammenarbeit zwingend notwendig. All diese Beispiele ändern allerdings nichts daran, dass Menschen in Castingshows nur als Einzelne zählen und sich durchsetzen müssen. Die Konkurrenz der KandidatInnen ist und bleibt das Grundmuster dieser Sendungen. Kooperation und Gesten der Solidarität schränken diese Konkurrenz nicht ein, sondern sind deren Folge.

Um in dieser Casting-Konkurrenz zu bestehen, sind im Wesentlichen zwei Kriterien ausschlaggebend: Die eigenen Darbietungen und ein attraktives Äußeres. Sowohl die Qualität der Darbietungen, also etwa Singen, Bewegen oder Tanzen, als auch ein attraktives Äußeres gelten in Castingshows wie »DSDS«, »Popstars« oder »Germany's Next Topmodel« als Kriterien zur Bewertung von KandidatInnen.¹⁵³ Sie gelten als »Leistung«, und sie entscheiden letztlich über Sieg oder Niederlage. Ein attraktiver Körper ist dabei insbesondere für Frauen wichtig. Dies wird nicht zuletzt deutlich, wenn Juroren, aber durchaus auch Jurorinnen bestimmte Kandidatinnen lobend als »sexy« oder »geil« bezeichnen. Aber auch für Männer sind Waschbrettbauch und Muskeln wichtig: »Ja, ich hab mich geändert! Ich bin nicht mehr faul, ja dick bin ich immer noch, aber ich hab abgenommen, ich bin fleibiger geworden. Ich nehm' das schon ernst hier«, so Kandidat Daniel aus »DSDS« vom 5. April 2014. Hier schließen Castingshows unmittelbar an gesellschaftliche Vorstellungen von Fitness und Attraktivität an.¹⁵⁴

Das Zitat des Kandidaten Daniel zeigt ein Weiteres: Übungen und Training sind ein wesentlicher Bestandteil der Sendungen. Castingshows basieren (anders als klassische Castings) auf der Vorstellung, dass sich KandidatInnen während der Sendung weiterentwickeln. Sie sollen ihre »Leistungen« steigern, sich selbst optimieren. Und sie sol-

len lernen, sich selbst immer mehr gemäß den Erwartungen von Jury und Publikum darzustellen. Dies betrifft Kompetenzen (etwa Singen, Tanzen, Bewegen) und körperliche Fitness, es betrifft aber auch die jeweilige Persönlichkeit und Identität. Dazu gehört etwa die Bereitschaft, körperlich und emotional bis zum Äußersten zu gehen und sich den Anforderungen von TrainerInnen sowie Jury schonungslos zu unterwerfen.¹⁵⁵

Zum Erfolg gehören ferner, so wird jedenfalls den (meist jungen) TeilnehmerInnen und ZuschauerInnen vermittelt, Selbstdisziplin und Selbstkontrolle. Letztere umfasst insbesondere auch eine Kontrolle der eigenen Gefühle: Lachen, Weinen, Freude, Trauer immer dann, wenn es gefordert wird. Selbstkontrolle und Selbstdisziplin sind nicht zuletzt auch deshalb wichtig, weil die KandidatInnen regelmäßig übelsten Erniedrigungen ausgesetzt sind. Dabei ist keineswegs nur an die Beleidigungen und Verletzungen zu denken, für die »DSDS«-Juror Dieter Bohlen bekannt ist und die auch Jury-Mitglieder anderer Sendungen beherrschen. Vielmehr ist schon das Sendungskonzept an sich darauf ausgelegt, nicht nur Erfolg vorzuführen, sondern vor allem auch Scheitern und Misserfolg bloßzustellen.

Wer hierauf mit negativen Gefühlen (wie insbesondere Angst) reagiert, findet bei den Jurys weder Akzeptanz noch Verständnis. Solche Gefühle gelten als selbstverschuldete Schwächen und Hindernisse auf dem Weg zum Erfolg.¹⁵⁶ Bohlen in der Sendung vom 29. März 2014 zum Kandidaten Christopher: »Du hattest Angst ohne Ende. Und mit Angst kann man kein Superstar werden. Du musst Eier haben. Ein Superstar muss Eier haben, und die Kraft, und sich zuzutrauen, Töne bis zum Ende zu singen [...] Zieh deine Lehre daraus und mach's nächstes Mal besser.« Ein Zitat, zugleich auch ein Beispiel für Erniedrigungen, denen sich die TeilnehmerInnen vor einem Millionenpublikum ausgesetzt sehen.

Und dennoch unterwerfen sich die KandidatInnen diesen Regeln und Vorgaben keineswegs widerstrebend, sondern – ihren »Traum« vor Augen – bewusst und willentlich. Sie verinnerlichen die Vorgaben der Show und interpretieren dies als Lernprozess für das spätere Leben. Das wird etwa an zahlreichen Äußerungen von KandidatInnen

deutlich, die eine entsprechende persönliche »Weiterentwicklung« als bleibendes Ergebnis ihrer Teilnahme an der Show positiv bewerten.¹⁵⁷ So etwa die Kandidatin Nancy in »Germany's Next Topmodel« vom 1. Mai 2014 nach ihrem Rauswurf durch die Jury: »Ich hab mich so sehr weiterentwickelt, ich hab so viel Neues dazugelernt.«

Erfolg erscheint in Castingshows als etwas, das auf »Leistung« beruht – und das durch Willen, Optimismus, durch ein großes Selbstvertrauen und Anstrengungen von allen KandidatInnen erreicht werden kann. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen werden dabei ebenso ausgeblendet wie die Tatsache, dass es in einer neoliberalen Gesellschaft wie auch in einer Castingshow immer deutlich mehr VerliererInnen als GewinnerInnen gibt. Erfolg kann damit als etwas erscheinen, für das man sich bewusst entscheidet; wer hingegen scheitert, tut dies aus eigenem Verschulden. Erfolg wird so zu einer Frage der eigenen Verantwortung. So konnte »Popstars«-Jurymitglied Detlef Soost in der Ausgabe vom 30. August 2012 zu Kandidatin Scarlet sagen: »Du bist aber verantwortlich für dein ganz eigenes Leben, niemand anderes, Scarlet. Und du, das hab ich euch gesagt, jeder von euch entscheidet selbst, in welche Richtung es geht. Du bist hier noch nicht bereit, das selbst zu entscheiden.« Anschließend warf er sie aus der Sendung.

Dieses Beispiel zeigt zugleich die Rolle der Jury in einer Castingshow. Sie tritt als Autorität auf, die die Leistung und die (Lern-)Fort-schritte der TeilnehmerInnen bewertet. Sie entscheidet, bisweilen gemeinsam mit dem Publikum, über deren Weiterkommen. JurorInnen treten hier als ExpertInnen auf, als eine Art verlängerter Arm des Musik- oder Model-Marktes. Die Unterwerfung der KandidatInnen unter die Vorgaben und die Entscheidungen von Jury und Publikum entspricht damit zugleich der Unterwerfung unter die Leistungsideo-logie. So war es nur konsequent, wenn die eben erwähnte »Popstars«-Kandidatin Scarlet vor ihrem Rauswurf sagte: »Ich will kein Mitleid, wirklich nicht. Ich habe heute nicht alles gegeben, ich weiß es. Ich hab's versucht. Ich hab's wirklich versucht. Ich hab meinen Kopf wieder nicht abgeschaltet und ich bin so sauer auf mich selbst. Und ich versteh es voll und ganz. Ich hab's nicht so verdient wie Fabian, wie Joanna [...].«

All dies macht Castingshows zu Spiegeln des Neoliberalismus. Sie greifen neoliberale Ideologie auf und machen sie zur Grundlage eines Fernsehformats: Konkurrenz, Leistungsideologie, die Notwendigkeit ständiger Selbstoptimierung, Selbstdarstellung und Selbstvermarktung, die Unterwerfung unter die Autorität des Marktes und die grundsätzliche Eigenverantwortung jedes einzelnen Menschen seien beispielhaft genannt.

Castingshows erzählen das Märchen vom sozialen Aufstieg; sie erzählen vom Erfolg und vom Wohlstand, der sich einstelle, wenn man sich nur genug anstrengt. Der Sozialwissenschaftler Uli Jähner hat darauf hingewiesen, dass dieses Märchen offenbar umso häufiger und nachdrücklicher erzählt wird, je weniger Aufstiegschancen eine Gesellschaft gerade ihren sozial schwächeren Mitgliedern bietet.¹⁵⁸ Tatsächlich fanden Castingshows ihre weite Verbreitung zu einem Zeitpunkt, an dem Armut und soziale Ungleichheit geradezu explodierten.

Nun wird man zwar nicht sagen können, dass die im Fernsehen präsentierte Ideologie vom Publikum unmittelbar, unkritisch und un widersprochen für das eigene Leben und den eigenen Alltag akzeptiert wird.¹⁵⁹ Es wäre aber vermessen zu leugnen, dass in Castingshows moralische Vorstellungen und Werte vermittelt werden, dass sie neoliberale Ideologie als normal und richtig darstellen und Vorbildwirkung entfalten.

Ein Beispiel: Eine medienwissenschaftliche Studie aus Österreich zeigte, dass gerade formal niedriger gebildete, jugendliche Zuschauer mit sozial schwachem, migrantischem Familienhintergrund in Castingshow-KandidatInnen Verbündete sehen. Diese Jungen wissen um ihre Zukunft, die ihnen überwiegend Arbeitslosigkeit sowie Armut und allenfalls schlechte Arbeitsplätze bieten wird. Ein Star zu werden erscheint ihnen als einzig möglicher Weg, dieser verfahrenen Lebenslage zu entkommen. Den Castingshows – hier: »Germany's Next Topmodel« – meinen sie, eine Anleitung hierfür entnehmen zu können. Auch zeigen Studien, dass junge ZuschauerInnen beiderlei Geschlechts die strengen Vorgaben der Jury akzeptieren. Sie sehen sie als gesellschaftliche Erwartungshaltungen an und übertragen sie

auf sich selbst. Insbesondere Mädchen nehmen dabei stark auf den eigenen Körper Bezug, den sie im Sinne des eigenen Erfolgs den gesellschaftlichen Erwartungen anpassen wollen.¹⁶⁰

Castingshows sind damit nicht nur Spiegel des Neoliberalismus, sondern sie vermitteln diese Ideologien durchaus auch an das Publikum.

Ein Blick auf weitere Beispiele des Reality-TV

Castingshows werden gemeinhin dem Reality-TV zugeordnet, einer Gruppe von Fernseh-Formaten, die je nach Land in den 1980er oder den 1990er Jahren zum Massenphänomen auf den Bildschirmen wurden. Eine genaue Definition ist schwierig. Sicher ist, dass Reality-TV sich stets zwischen Realität und Fiktion bewegt; es umfasst in unterschiedlichem Ausmaß zugleich dokumentarische und künstlich inszenierte Bestandteile. Seine DarstellerInnen sind meist nicht prominent. Ausnahmen hierzu sind Sendungen, die Prominente und Stars in ihrem privaten Alltag zeigen, etwa »The simple Life« über die US-It-Girls Paris Hilton und Nicole Richie.¹⁶¹

Ein solcher Alltagsbezug ist durchaus typisch: Reality-TV-Sendungen zeigen häufig außergewöhnliche Ereignisse und Situationen im Alltagsleben der Menschen. Oft schaffen sie das Außergewöhnliche im Alltag auch künstlich, etwa wenn Menschen in ein Dschungelcamp (»Ich bin ein Star – holt mich hier raus«), in einen Wohncontainer (»Big Brother«), in ein fremdes Land (»Die strengsten Eltern der Welt«) oder in eine fremde Familie (»Frauentausch«, Deutschland, bzw. »Tausche Familie«, Österreich) verfrachtet und dort gefilmt werden.

Die Mischung aus Alltagsbezug und Menschen »wie du und ich« macht Reality-TV für das Publikum attraktiv: Man erkennt Situationen und Probleme wieder, die man unter Umständen in ähnlicher Weise selbst erlebt hat. Man entdeckt Gemeinsamkeiten mit den dargestellten Personen. Man kann sich dadurch leicht in sie hineinversetzen, oder aber man kann sich sehr einfach von ihnen abgrenzen. Und nicht zuletzt werden die dargestellten Inhalte, Gedanken und Probleme

me für interessant oder gar relevant für das eigene Leben gehalten.¹⁶² Darauf zielen diese Sendungen auch durchaus ab. Iris Mayerhofer, die frühere Unterhaltungschefin des Senders Kabel 1: »Wir zeigen die wahren Geschichten echter Menschen. Damit kann sich der Zuschauer sehr gut identifizieren. Aber wir belassen es nicht dabei, die Geschichte nur zu zeigen, wir bringen sie auch zu einem positiven Ende.«¹⁶³

Das wird an einem ersten Beispiel sehr gut deutlich: Sendungen wie »Super-Nanny« (Deutschland) über Erziehungsprobleme, »Die Ausreißer« (Deutschland) über weggelaufene Kinder oder »Raus aus den Schulden« (Deutschland) und »In der Schuldenfalle« (Österreich) über finanzielle Schwierigkeiten greifen unmittelbar Alltagsprobleme auf.¹⁶⁴ In diesen Sendungen skizzieren ExpertInnen mögliche Lösungen und begleiten die betroffenen Personen beim Versuch, diese umzusetzen. Man kann daher von »Lebenshilfe-Coachings« sprechen. Ein »positives Ende« wird hier inszeniert als Ergebnis der Unterwerfung der TeilnehmerInnen unter die Autorität der ExpertInnen. Das dabei vermittelte »Wissen« richtet sich durchaus auch an die ZuschauerInnen.

Ähnlich gelagert sind Sendungen des so genannten *Makeover-TV*, ein weiteres Beispiel. Sie drehen sich um das Gestalten und Verschönern – etwa von Wohnungen (»Einsatz in vier Wänden«, Deutschland) und Gärten (»Homefront in the Garden« und »Real Gardens«, beide Großbritannien), insbesondere aber von Menschen: So begleiten Kameras und ExpertInnen in »The Swan« oder »Extrem schön – Endlich ein neues Leben« (Deutschland) Frauen bei Schönheitsoperationen, andere Sendungen unterstützen bei der Kleidungsuche oder beim Styling.¹⁶⁵

Die Grenzen zwischen Lebenshilfe-Coachings und Makeover-TV sind dabei fließend, soweit es um Menschen geht. So werden in der deutschen Sendung »Das Model und der Freak« junge Männer durch weibliche Models sowohl hinsichtlich ihres Aussehens »auf Vordermann gebracht« als auch im Umgang mit Frauen geschult. Und in der in mehreren Ländern ausgestrahlten Reihe »The biggest Loser« sollen korpulente TeilnehmerInnen sowohl abnehmen als auch einen ande-

ren Lebenswandel erlernen, auch sie werden dabei von ExpertInnen begleitet. Das Aussehen zu vernachlässigen oder den Körper nicht fit zu machen, gilt hier als Beweis und Bestandteil einer schlechten Lebensführung und einer falschen persönlichen Einstellung.¹⁶⁶

Als drittes und letztes Beispiel für Reality-TV seien *Daily Talks* genannt. Dieses Talkshow-Format stammt ursprünglich aus den USA, wo es in den späten 1960er Jahren entstand. Es fand in Deutschland seit den frühen 1990er Jahren weite Verbreitung und verschwand Mitte der 2000er Jahre weitgehend wieder aus den Programmen. In anderen Ländern, etwa den USA oder auch in Großbritannien und Österreich, finden sich nach wie vor entsprechende Sendungen.

Auch in *Daily Talks* stellen nicht-prominente Menschen die Gäste; sie diskutieren über alltägliche Themen wie Familie, Liebe, Partnerschaft oder auch Arbeitsleben und Geld. Im Mittelpunkt stehen dabei Konflikte: Die Shows leben davon, dass Gäste ihren Streit vor dem Publikum austragen, manchmal laut und heftig. Beliebte Themen sind etwa Seitensprünge (einschließlich daraus entstandener Kinder), das Führen des gemeinsamen Haushalts oder der Bezug von Sozialleistungen. Vaterschaftstests oder Lügendetektoren können Mittel sein, um die Gefühle der Gäste weiter anzuheizen. Die ModeratorInnen nehmen keine neutrale Position ein. Gemeinsam mit dem lautstark eingreifenden Publikum vertreten sie vielmehr meist eindeutige moralische und auch politische Positionen. Dabei spielt die Kritik am Lebenswandel bestimmter Gäste eine zentrale Rolle, beispielsweise die Kritik am Bezug von Sozialleistungen.

Die Konzepte von Lebenshilfe-Coachings, Makeover-TV, *Daily Talks* und vieler anderer Sendungen des Reality-TV beruhen ganz wesentlich auf einer solchen Inszenierung von angeblichen oder tatsächlichen Defiziten ihrer TeilnehmerInnen und Gäste. Diese meistern angeblich die Erziehung ihrer Kinder nicht, können mit Geld nicht umgehen, sehen nicht gut aus oder sind dick, beziehen Sozialleistungen oder gehen ständig fremd. Die Liste denkbarer Defizite ist lang. In der deutschen Talk-Sendung »Britt« vom 11. März 2013 musste sich ein Gast von Moderatorin Britt Hagedorn sowohl wegen seiner »Internetsucht« als auch wegen seines Übergewichts kritisieren lassen:

»Das ist natürlich wirklich qualitativ die echt ganz ganz miese Lebensvariante. [...] Wie kriegt man ihn denn dazu, dass er das begreift, dass das ein total tristes Leben ist?«

Ein überproportionaler Anteil der TeilnehmerInnen und Gäste vieler Reality-TV-Sendungen lebt in sehr einfachen Verhältnissen. Oft wird dies auch deutlich gezeigt und betont. Hierdurch erscheinen die gezeigten Defizite als typisch: Die Menschen werden als Angehörige einer niederen sozialen Klasse vorgeführt und kritisiert. Es ist kein Zufall, dass in Deutschland eine ausgrenzende Debatte über eine »neue Unterschicht«¹⁶⁷ ausgerechnet in einer Phase aufkam, in der Daily Talks ihren Höhepunkt hatten.

Die meisten Reality-TV-Sendungen bleiben nicht bei der Kritik an vermeintlichen oder tatsächlichen Defiziten stehen, sondern sie wollen diese beheben. Dabei spielen ExpertInnen eine zentrale Rolle: Models, SozialpädagogInnen, AnwältInnen, InnenarchitektInnen, PsychologInnen, FitnesstrainerInnen oder auch schlicht die ModeratorInnen treten als BeraterInnen auf. Sie geben ihr angeblich überlegenes Wissen an die TeilnehmerInnen, Gäste und letztlich auch an das Publikum weiter. Dabei orientieren sie sich an gesellschaftlichen Erwartungen und neoliberalen Werten: Sie fordern zu Disziplin und Aktivität, zu Härte gegenüber sich selbst, zu Selbstveränderung und Anpassung auf. Gelockt wird oft mit nicht weniger als einem neuen Leben: »Der Weg der Verwandlung ist lang und hart, doch am Ende finden zwei selbstbewusste und extrem schöne Frauen zu einem neuen Ich«, hieß es in »Extrem schön« vom 16. Juni 2014.

Die Rolle der TeilnehmerInnen und Gäste wiederum ist es, sich diesen Vorgaben und Empfehlungen zu unterwerfen; meist tun sie das aus Überzeugung und in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Sie sollen sich selbst thematisieren, über sich nachdenken, sich der eigenen angeblichen oder tatsächlichen Probleme bewusst werden. Und sie sollen glauben, dass mögliche Lösungen letztlich nur in ihnen selbst zu finden sind: Sie sollen sich gemäß der Erwartungen von ExpertInnen und Publikum verändern, sich im Hinblick auf das Leben in einer neoliberalen Gesellschaft optimieren. Dazu gehört nicht zuletzt auch die Präsentation und Vermarktung der eigenen Person.

Letztlich bestehen alle Kompetenzen, die den Menschen dazu vermittelt werden sollen, in der Anpassung an gesellschaftliche Erwartungen – je nach Sendung hinsichtlich ihres Aussehens, ihres Körpers, ihrer Wohnung bzw. ihres Hauses, ihres Gartens, ihres Jobs, ihres Umgangs mit Geld, ihrer Partnersuche, ihrer Beziehung oder hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder. Die Gesellschaft selbst hingegen wird nicht hinterfragt, nicht kritisiert und meist auch nicht einmal thematisiert.

Folgerichtig wird auch die Frage nicht gestellt, ob möglicherweise manches Problem nicht eigentlich gesellschaftliche Ursachen hat – wenn es denn überhaupt tatsächlich ein Problem ist. Die Verantwortung für persönliche Schwierigkeiten wird ausschließlich den Betroffenen zugeschrieben.

Seifenopern: »Gute Zeiten, schlechte Zeiten«, »Marienhof«, »Unter uns« und Co.

Seifenopern sind Serien, die eine quasi endlose Geschichte mit wechselnden Figuren erzählen. Im Mittelpunkt stehen dabei persönliche Beziehungen und private Probleme. Ausgestrahlt werden sie regelmäßig, meist werktäglich (*Daily Soap*) oder wöchentlich (*Weekly Soap*). Ihre Erzählweisen, Drehorte und das in ihnen gebotene Schauspiel sind stark schematisiert, was einen hohen Wiedererkennungswert garantiert und zugleich Kosten spart. Die Produktion ist vom Drehbuchschreiben über die Aufnahme bis zum Schnitt auf günstige Massenfertigung ausgerichtet. Typisch für Seifenopern sind so genannte »Cliffhanger«: Die einzelnen Folgen haben ein offenes Ende, um ZuschauerInnen zu animieren, erneut einzuschalten.

Die ersten Seifenopern waren Radiosendungen, erfunden in den USA der 1930er Jahre. Von Beginn an wurden sie unter Einfluss von Werbekunden produziert. Der Begriff »Seifenoper«, eine wörtliche Übersetzung des englischen »Soap Opera«, spielt genau hierauf an: Werbung, insbesondere für Haushaltsprodukte wie Seife, war von Beginn an feste Begleiterin der Sendungen.

Ab den 1950er Jahren gab es Seifenopern im US-Fernsehen. Zunächst handelte es sich dabei um Übernahmen von Radio-Soaps.¹⁶⁸ Einen Aufschwung und internationalen Erfolg erlebten TV-Seifenopern mit den Serien »Dynasty« (»Der Denver-Clan«) und »Dallas« ab Ende der 1970er bzw. Anfang der 1980er Jahre.

Schon früh wurde das Konzept der Seifenoper auch in andere Länder exportiert. In Südamerika entwickelten sich ab den 1940er Jahren Soap-ähnliche *Radionovelas* bzw. *Telenovelas*. Finanziert wurden sie von weitgehend den gleichen US-Werbekunden, die auch die ersten Seifenopern finanzierten. Telenovelas sollten später auch in Südeuropa starken Zuspruch finden. Die erste erfolgreiche britische Seifenoper war »Coronation Street«, gedreht ab den 1960er Jahren. Anders als in den meisten anderen Ländern spielten soziale Probleme und Klassenunterschiede in britischen Seifenopern von Beginn an eine große Rolle. Als die ersten deutschen Seifenopern können die »Schwarzwaldklinik« und die »Lindenstraße« gelten, beide gedreht ab Mitte der 1980er Jahre.

Die Medienwissenschaftlerinnen Tamar Liebes und Sonia Livingstone haben die Entwicklung der Seifenopern in verschiedenen Ländern seit den 1960er Jahren untersucht. Sie sind dabei auf drei Soap-Typen gestoßen: Beim ersten Typ steht eine mächtige Familie im Zentrum der Handlung. Solche Serien können durchaus soziale Themen aufgreifen, müssen dies aber nicht. Wenn sie es tun, dann stets mit konservativer Tendenz, wie etwa die deutsche »Schwarzwaldklinik« oder der US-amerikanische »Denver Clan«.

Beim zweiten Typ von Seifenoper steht hingegen eine relativ stabile örtliche Gemeinschaft von Familien und Singles verschiedenen Alters im Mittelpunkt. Ein Beispiel dafür wäre etwa die deutsche »Lindenstraße«. Solche Soaps thematisieren häufig soziale Themen. Sie können sogar in der Arbeiterklasse spielen, wie etwa die britische »Coronation Street«.

Seit den 1990er Jahren aber dominiert ein dritter, wenn man so möchte: neoliberaler Typ der Seifenoper. Hier gibt es keine stabilen sozialen Strukturen mehr, keine festen Familienbindungen und keine dauerhaften Gemeinschaften.¹⁶⁹ Die erste deutsche Seifenoper dieser neuen Generation, »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« (»GZSZ«), wurde

ab 1992 mit Unterstützung einer australischen Produktionsfirma gedreht: Dort hatte man Soap-Erfahrung wie in den USA, produzierte aber Serien (allen voran »Neighbours«) ohne die für viele US-Serien üblichen Anspielungen auf den »amerikanischen Traum«. »GZSZ« wurde Vorbild für eine ganze Reihe ähnlicher Soaps, die auf öffentlichen und privaten Sendern in Deutschland anliefen. »Verbotene Liebe«, »Unter uns« und »Marienhof« sind die bekanntesten.¹⁷⁰

Die Figuren dieser neuen Seifenopern sind ständig auf der Suche nach Anerkennung und nach zwischenmenschlichen Bindungen. Sie gehen emotionale Beziehungen ein, finden solche jedoch stets nur auf Zeit. Die Probleme, mit denen sie sich herumschlagen müssen, sind fast ausschließlich zwischenmenschlicher Natur: fehlendes Vertrauen und persönliche Unsicherheit, enttäuschte Hoffnungen und missachtete Gefühle, Lug und Trug... In diesen Soaps werden Menschen gezeigt, die ihren Platz im Leben suchen, ihn aber nie finden. Es sind Menschen, die mit einem permanenten privaten und beruflichen Wandel klarzukommen haben. Hier werden nicht mehr Identitäten und Gemeinschaft thematisiert, sondern die nie abgeschlossene Suche nach einer eigenen Identität und die stets nur vorläufig erfolgreiche Suche nach Gemeinschaft.

Anders als bei den ersten beiden Soap-Typen sind bei diesem neuen Typ von Seifenoper die Hauptfiguren und die allermeisten Nebenfiguren jung. SchauspielerInnen jenseits der 40 findet man hier nur wenige. Genauso wenig wie solche, die nicht gängigen Schönheitsidealen entsprechen: Soap-Frauen sind schlank, Soap-Männer groß.

Ihre Jobs bringen trotz des jungen Alters nicht nur sehr gutes Geld, sondern haben auch Prestige. Es ist auffällig, wie viele Figuren in Soaps etwa mit Fitness-Studios, Werbeagenturen oder Cafés selbständig sind, wie viele als KünstlerIn oder DesignerIn arbeiten oder einen ähnlich kreativen Beruf ausüben. Hingegen muss man Reinigungskräfte oder AltenpflegerInnen, Fließband-ArbeiterInnen oder MüllwerkerInnen mit der Lupe suchen. Hier wird unmittelbar die neoliberale Vorstellung von Leistung vermittelt: Nicht Anstrengungen, Wissen oder Arbeitszeit, sondern finanzielle Erfolge und soziales Prestige gelten als Leistung.

Jung, attraktiv, kreativ und finanziell gesichert – Soaps zeigen geradezu perfekte neoliberale Menschen. Diese Perfektion gilt auch für das Umfeld, das sich die Serienfiguren im Zuge ihrer Suche nach Anerkennung und Bindung schaffen. Ihre Kleidung entspricht der neuesten Mode. Ihre Wohnungen sind top. Ihre Wohnungseinrichtungen lassen Stil erkennen. Ihre Stammrestaurants sind in. Die Anziehungskraft dieser Serien gründet nicht zuletzt darin, dass die SerienheldInnen stets die coolsten Jobs haben, die neueste Mode tragen, die aktuellste Musik hören, den angesagtesten Lifestyle pflegen. Hier werden Vorbilder produziert.¹⁷¹

Angesichts des ständigen Wandels sozialer Bindungen und der übersteigerten Suche nach Neuem ergeben sich geradezu groteske Biografien, wenn eine Figur sehr lange in der Serie bleibt. Ein Beispiel: »Jo Gerner« ist seit Februar 1993 bei »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« dabei – also über zwei Jahrzehnte. Noch vergleichsweise harmlos sind die drei Ex-Ehefrauen und mindestens fünf Ex-Geliebten, die er sich in dieser Zeit zulegen konnte, interessanter seine berufliche Laufbahn: Er war oder ist Besitzer einer Antiquitäten-Werkstatt, einer Fluglinie und einer Spielzeugfabrik, Gastronom, zweimal Teilhaber von Werbeagenturen, selbständiger Rechtsanwalt, Politiker und Verleger. Mehrfache Insolvenzen konnte er menschlich und finanziell überstehen. Als ob das alles ihn noch nicht genug auslastet, ist er auch noch Jura-Professor, der regelmäßig Vorträge selbst an der US-Top-Universität Harvard hält. Und nebenbei findet er sogar noch Zeit für regelmäßiges Joggen und Fitnessstraining.¹⁷²

Es gibt bisweilen auch Abweichungen von solch perfekten neoliberalen Soap-Biografien. Sie bleiben aber Ausnahmen und werden als etwas Negatives oder Bemitleidenswertes dargestellt – etwa Arbeitslosigkeit oder Korpulenz. Sie werden als zu überwindende Hindernisse auf der Suche nach Anerkennung und neuen Bindungen inszeniert, als Fremdkörper im sozialen Seriengefüge, als Gegenstand von Anstrengung und Disziplin.

Die Soap-Biografie »Jo Gerner« zeigt beispielhaft, wie sehr in den neuen Seifenopern die Selbstentfaltung der einzelnen Menschen im Zentrum steht. Die Serienfiguren sind ständig dabei, sich zu entwi-

ckeln. Selbstentfaltung ist Mittel, um soziale Beziehungen und Anerkennung zu finden. Diese sind aber nie sicher, weshalb die Serienfiguren nie bedingungslos und dauerhaft glücklich sein können. Kurzen Phasen des Glücks folgen notwendig Phasen des Unglücks. Schon der Serientitel »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« greift diese ständige Unsicherheit auf. Die Figuren müssen vor diesem Hintergrund stets aufs Neue unter Beweis stellen, dass sie soziale Beziehungen und Anerkennung verdienen. Nichts ist mehr selbstverständlich und nichts mehr dauerhaft. Die Angst, nicht optimiert, nicht flexibel und nicht anpassungsfähig genug zu sein, ist ein ständiger stiller Begleiter.

Ein Beispiel: Leistung war in vielen Seifenopern immer schon ein zentraler Wert. Wer etwa den alten Patriarchen in traditionellen Seifenopern wie der »Schwarzwaldklinik« gefallen wollte, musste dafür etwas tun. Mit den neuen Soaps allerdings rückt Leistung noch stärker in den Vordergrund, und sie wird stärker als vorher auf einzelne Personen bezogen.¹⁷³ Wer nicht dauerhaft zur Leistung (jetzt gemessen am beruflichen und privaten Erfolg der Figuren) bereit oder in der Lage ist, bringt nicht mehr einfach »nur« Schande über die Familie oder die lokale Gemeinschaft, sondern droht als Einzelne/r jede soziale Bindung, jede Anerkennung und die soziale Existenz schlechthin zu verlieren.

Dass Solidarität und sozialer Ausgleich in den neuen Seifenopern keine Rolle spielen, versteht sich vor diesem Hintergrund von selbst. Die Idee, dass Menschen sich zusammenschließen und für ihre gemeinsamen Interessen eintreten, ist ihnen fremd. Gewerkschaften und Streiks, Parteien und große Interessenverbände kommen nicht vor. Auch »Jo Gerner« tritt als Politiker nicht für eine Partei, sondern für eine Bürgerliste an. Die Serienfiguren sind auf sich selbst zurückgeworfen, und sie sehen dazu auch keine Alternative. Die Mitte der 1990er gedrehte, kurzlebige deutsche Seifenoper »Alle zusammen – jeder für sich« thematisierte dieses neoliberale Verständnis von Gesellschaft schon im Serientitel.

In den neuen Seifenopern verändert sich ständig alles – und doch nichts. Es ändern sich Gefühle und soziale Beziehungen, Berufe und Serienfiguren. Es ändern sich Stile und Musiktitel, Inneneinrichtun-

gen und Moden. Gesellschaftliche Veränderungen aber finden nicht statt, Konflikte über grundlegende Interessengegensätze gibt es nicht. So sind auch Krisen, um die sich in ständigen Wiederholungen letztlich die gesamte Soap-Handlung dreht, stets persönliche und zwischenmenschliche Krisen. Sie bestehen in Missverständnissen oder vorübergehenden Gegensätzlichkeiten, die geklärt und behoben werden. Die Lösung von Krisen und Konflikten besteht in der Rückkehr zur vorherigen Ausgangssituation.¹⁷⁴ Ein schlimmes Ende kann es für einzelne Serienfiguren allenfalls geben, wenn ihre SchauspielerInnen die Serie verlassen möchten.

9.

Wandelnde Reklame und ihre Freunde

Soziale Netzwerke im Internet

Im heutigen Fernsehen spielt Selbstdarstellung eine große Rolle. Das gilt für Castingshows und andere Sendungen des Reality-TV, in denen Menschen »wie du und ich« auftreten und sich verkaufen. Das gilt aber genauso für Seifenopern und andere TV-Formate, in denen mit erzählerischen Mitteln neoliberale Vorstellungen eines optimalen Lebens präsentiert werden. In gewisser Weise funktionieren Soziale Netzwerke im Internet – »Facebook«, »Twitter«, »StudiVZ«, »Pinterest« und Co. – ganz ähnlich: Hier können sich alle, die möchten, ein eigenes Publikum schaffen. Der eigenen Selbstdarstellung sind dann fast keine Grenzen mehr gesetzt. Und je offener und einfallsreicher die eigene Präsentation ausfällt, desto größer wird oftmals das Interesse des Publikums im Web sein.

Soziale Netzwerke sind Webseiten, die es ihren NutzerInnen ermöglichen, im Rahmen eines persönlichen »Profils« umfassende Informationen über die eigene Person zusammenzustellen, diese einem mehr oder weniger selbst festgelegten Publikum zugänglich zu machen und mit Menschen aus diesem Publikum Kontakte zu pflegen. Jeder einzelne Mensch steht damit aus seiner eigenen Sicht im Mittelpunkt eines Netzwerks aus zahlreichen anderen Menschen. Aus Sicht der anderen ist man wiederum selbst Publikum und Teil von deren Netzwerk.

Der US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Philip Mirowski hat herausgearbeitet, dass (und wie) der Neoliberalismus wechselnde

Identitäten und Flexibilität bei der Darstellung der eigenen Person verlangt. Der Mensch funktioniere heute als »wandelnde Reklame« für sich selbst und als »Verwalter des eigenen Lebenslaufs«. Dieser unternehmerisch denkende, neoliberale Mensch trete als Unternehmer seiner selbst auf, er/sie müsse sich als Produkt vermarkten. Das Internet bzw. Soziale Netzwerke ließen sich vor diesem Hintergrund als »Testgelände« verstehen, auf dem Menschen lernten, Identität und Selbstdarstellung flexibel an jeweilige Anforderungen anzupassen.¹⁷⁵

Soziale Netzwerke zwingen dazu, über sich selbst nachzudenken und sich zu fragen, auf welche Weise man sich selbst nach außen darstellen möchte. Und dies nicht einmal, sondern permanent. Auch wer im Web kaum persönliche Daten über sich preisgibt, ist gezwungen, sich über diesen Weg der Selbstdarstellung klarzuwerden. Das gilt selbst für jene Menschen, die unter falschem Namen, mit »falscher Identität« auftreten.¹⁷⁶ Sich selbst darzustellen, erscheint wie ein mehr oder weniger spielerisches Handeln, wie ein Ausprobieren der eigenen Person. Es ist allerdings ein Spiel mit ernstem Hintergrund: Die Frage, wer man ist, und die Frage, wie man gesellschaftliche Akzeptanz und ökonomischen Erfolg erlangt, sind im Zeitalter des Neoliberalismus eng miteinander verknüpft.

Das »Profil« ist der zentrale virtuelle Ort, an dem sich NutzerInnen dem Publikum im Sozialen Netzwerk darstellen. Sie nennen den eigenen Namen, beschreiben sich selbst und führen einige persönliche Eckdaten auf. Schon eine kurze Selbstbeschreibung kann dabei phantasievoll, selbstironisch und witzig sein, was angesichts der Konkurrenz im Web und angesichts des Drucks, sich von anderen zu unterscheiden, von Vorteil ist. Die selbstgewählten Stichworte, mit denen sich NutzerInnen bei »Twitter« beschreiben, können dafür Beispiel sein.

Auch eigene Geschmäcker und Interessen gehören zur Selbstdarstellung im Internet. Und auch hierbei bemühen sich die NutzerInnen Sozialer Netzwerke, sich von anderen zu unterscheiden. Man pflegt das Besondere an sich zu betonen, besonders ausgeprägt gegenüber dem eigenen sozialen Umfeld – also gegenüber Verwandten, engen FreundInnen und KollegInnen. Interessen können dabei durch-

aus, ähnlich der Selbstbeschreibung, mit einer gewissen Selbstironie formuliert werden. Hingegen ist Selbstironie bei der Beschreibung von Vorlieben und Geschmäckern unüblich.¹⁷⁷ Offenbar wollen die NutzerInnen Sozialer Netzwerke Missverständnisse hinsichtlich der bevorzugten Musik, Kleidung, Drinks, Urlaubsziele oder Automarken auf jeden Fall vermeiden. Was wiederum ein Hinweis darauf ist, wie wichtig Konsumprodukte für die Identität und die soziale Akzeptanz von Menschen im Neoliberalismus offenbar sind.¹⁷⁸

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil der Selbstdarstellung in Sozialen Netzwerken sind Fotos. Präsentiert werden Gesicht, Körper und Kleidung von sich und von FreundInnen, Urlaubsorte, die eigene Wohnung oder die letzte Party. Der neueste Trend, so scheint es, sind Fotos des Essens, das man gegessen (oder, noch einzigartiger, gekocht) hat. Präsentiert wird ein Leben in Form von immer wieder aktualisierten Fotos und Fotosammlungen – im Bemühen um Unterscheidung sowie um Akzeptanz und Anerkennung. Letztere lassen sich nicht nur bei Fotos durch einen einfachen Klick (etwa »Gefällt mir« bei »Facebook«) öffentlich zeigen und bei Bedarf durch Kommentare ergänzen.

Das soziale Netzwerk im eigentlichen Sinne entsteht durch »Freunde« (bei »Facebook«), »Follower« (bei »Twitter«) und ähnliche Verknüpfungen zwischen den Profilen einander bekannter Menschen. Dabei ist die Frage, wie viele Verknüpfungen mit anderen Menschen jemand hat, oft weniger wichtig als deren »Qualität«. Die Zusammensetzung des eigenen sozialen Umfelds ist nämlich ähnlich aussagekräftig wie die eigentlichen Inhalte der Profile: »Freunde« und deren Interessen, Vorlieben, Geschmäcker und Fotos sagen über eine Person mindestens so viel aus wie die eigenen Interessen, Vorlieben, Geschmäcker und Fotos. Und mit größeren oder kleineren »Berühmtheiten« verknüpft zu sein, gibt Prestige und Anerkennung.¹⁷⁹

Konkurrenz ist in diesem Miteinander stets gegenwärtig. Dass beständig alles Mögliche gezählt wird, ist dabei noch das Augenfälligste: Wer hat die meisten »Gefällt mir«-Klicks, wessen Beiträge werden wie oft geteilt, wessen Profil wie oft besucht? Hier wird die eigene Selbstdarstellung unmittelbar durch Dritte bewertet. So herrscht eine mehr

oder weniger spielerische Konkurrenz um das Interesse, um die Aufmerksamkeit und um die Zustimmung anderer Menschen.

Konkurrenz ergibt sich ferner aufgrund der Möglichkeit, das eigene Leben mit dem Leben zahlreicher Familienmitglieder, FreundInnen und KollegInnen zu vergleichen. Wer hat schon mit Anfang 30 eine Geschäftsführung inne? Wer bekommt Beruf und Familie am besten unter einen Hut? Wer kann zuerst das neueste »iPhone« sein eigen nennen? Wer hat in diesem Sommer die weiteste Fernreise gemacht? Wer das schickste Eigenheim gebaut?¹⁸⁰

Einige Soziale Netzwerke gehen hier noch einen Schritt weiter. Webseiten wie »LinkedIn« oder »Xing« konzentrieren sich auf Vernetzung zu beruflichen Zwecken. Sie ermöglichen das Knüpfen neuer Geschäftsbeziehungen und den Austausch zu beruflichen Themen. Spätestens damit verliert die Konkurrenz ihren spielerischen Charakter; der Ernst wirtschaftlicher Konkurrenz wird bestimmend. Selbstdarstellung hat hier einen zielorientierteren Charakter – sie soll die Chancen auf einen neuen Job, ein gutes Geschäft oder beruflich nutzbare Kontakte maximieren. Und durch den direkten Vergleich mit anderen wird unmittelbar deutlich, wo das eigene berufliche Leistungsprofil und der eigene Lebenslauf noch weiter optimiert werden müssen.

Konkurrenz findet sich auch auf Dating-Webseiten, wo Selbstdarstellung und Selbstoptimierung die eigenen Chancen bei der Partnersuche maximieren sollen. Naturgemäß spielt dabei das Aussehen eine große Rolle. Extremfälle sind hier Webseiten wie »hotornot«, auf denen TeilnehmerInnen die Attraktivität anderer TeilnehmerInnen mit Punkten von 10 (»hot«) bis 0 (»not«) bewerten. Auf Basis dieser Wertungen erstellt die Webseite Ranglisten. Unmittelbarer und brutaler kann man Konkurrenz und den Zwang zur Selbstoptimierung im Ringen um Aufmerksamkeit und Akzeptanz vermutlich nicht provozieren.

Und doch: »Facebook«, »Twitter«, »Google+«, »Xing«, »LinkedIn«, »hotornot« und Co. sind eben immer auch Abbilder der neoliberalen Realität. Sie sind nicht besser als diese, aber auch nicht schlechter. Menschen ringen hier miteinander um Aufmerksamkeit, Akzeptanz

und Anerkennung. Sie grenzen sich voneinander ab, optimieren sich, präsentieren sich als aktiv, fit, attraktiv, interessant, flexibel, leistungsstark und wettbewerbsfähig. Gewiss: Soziale Netzwerke können auch zur Organisation politischer Aktivitäten genutzt werden. Sie können Plattformen zum Ausdruck von Anteilnahme und Solidarität sein. Und sie ermöglichen es, bequem Kontakte auch über weite Distanzen hinweg zu halten. All dies ändert allerdings nichts daran, dass sie immer auch Ausdruck der Anforderungen sind, mit denen sich die Menschen im Neoliberalismus konfrontiert sehen.

10.

Ich kaufe, also bin ich

Lifestyle und Konsum

Es ist üblich geworden, bestimmte Lebensweisen als *Lifestyle* zu bezeichnen. Wer meint, dies wörtlich als »Lebensstil« übersetzen zu können, begibt sich auf den Holzweg: Der Begriff »Lifestyle« umfasst keineswegs alle »Lebensstile«. Er zielt vielmehr vorrangig auf jene Lebensweisen, für die Konsum, persönliches Vergnügen und körperliche sowie soziale Selbstdarstellung im Mittelpunkt stehen. Im Internet-Lexikon Wikipedia ist zu lesen: »Lifestyle-Internetangebote oder Lifestyle-Magazine umfassen daher vor allem Hinweise auf Partys, Unterhaltungs- und Vergnügungsveranstaltungen, Diskotheken, Restaurants, Mode usw.«¹⁸¹ Nicht jeder Lebensstil ist folglich Lifestyle, doch jeder Lifestyle ist ein Lebensstil.¹⁸² Lifestyle hat immer viel mit Konsum zu tun. Und Lifestyles gibt es quasi unendlich viele.

In den bisherigen Kapiteln dieses Buches spielten Konsum und Lifestyle immer wieder eine Rolle. So wird Lifestyle in Seifenopern beispielsweise geradezu gefeiert. Die Figuren dieser TV-Serien sind in Mode, Musik, Wohnungseinrichtungen und vielem mehr stets auf dem neuesten Stand. Die Attraktivität von Seifenopern für ZuschauerInnen besteht gerade darin, dass sie eine Orientierung für das eigene Konsumverhalten bieten. Ein Star wiederum ist selbst eine Art Ware, die von KäuferInnen konsumiert wird. Und auch der kommerzialisierte Sport bietet sich als Konsumgegenstand an. Fans konsumieren ihn, indem sie Stadien besuchen oder Liveübertragungen im Fernsehen verfolgen. Zugleich hat der Sport Marken und Produk-

te hervorgebracht, die auch im Alltag gekauft und genutzt werden: Outdoor-Kleidung, isotonische Sport-Getränke und Turnschuhe beispielsweise signalisieren Fitness, Aktivität und Sportlichkeit. Fitness selbst ist längst zum festen Bestandteil von Lifestyle geworden. Und in Sozialen Netzwerken ist die Präsentation bevorzugter Produkte und vor allem bevorzugter Marken ein wesentliches Element der Identitätsbildung und der Abgrenzung von anderen Menschen.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen: In den heutigen Konsumgesellschaften geht es für die meisten Menschen offenbar nicht (mehr) einfach darum, nicht zu erfrieren und nicht zu verhungern. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat schon in den 1970er Jahren darauf hingewiesen, dass Konsum vor allem auch dazu dient, Unterschiede zu anderen Menschen zu markieren.¹⁸³ Bourdieu betonte dabei sehr stark die Unterschiede zwischen verschiedenen sozialen Klassen. Menschen entwickelten einen »Geschmack«, so Bourdieu – manche Produkte und Marken gefallen ihnen, andere nicht, manches finden sie schön, anderes abstoßend. Dieser »Geschmack« ist im Wesentlichen von Klassenzugehörigkeiten bestimmt. Bourdieu nennt Beispiele: Angehörige der mittleren Klassen mögen Fotografie überwiegend recht gerne, lehnen aber bestimmte SchlagersängerInnen ab, die von unteren Klassen bevorzugt werden. Angehörige der oberen Klassen wiederum bevorzugen tendenziell Malerei und klassische Musik. Sowohl Fotografie als auch Schlager lehnen sie überwiegend als minderwertig ab. Klassische Musik, Oper und Malerei werden auch heute in erster Linie von Angehörigen mittlerer und vor allem oberer Klassen konsumiert. Sie dienen dabei auch der sozialen Abgrenzung nach unten – wie etwa auch entsprechende Kleidung, der Besuch bestimmter Restaurants oder der Kauf bestimmter Wohnungseinrichtungen.

Der »Geschmack« zieht also Grenzen zwischen Menschen und sozialen Klassen. Was uns gefällt, ist nicht einfach gegeben, sondern gesellschaftlich bestimmt. Hinzu kommt, dass sich bestimmte Güter nur wenige Menschen leisten können. Teure Konsumgüter wie Luxusautos, Bio-Nahrungsmittel, Markenkleidung oder Wohnungen bzw. Häuser in hochpreisigen Vierteln sind für viele unerschwinglich. Der

Konsum solcher Güter ist damit ein an die Gesellschaft gerichtetes Zeichen für eine höhere soziale Position.

Ein Mensch kann seine soziale Position gegenüber anderen Menschen folglich auf mindestens zweierlei Weisen ausdrücken: Zum einen durch den Konsum von Gütern, die als besonders »geschmackvoll«, anerkannt und prestigereich gelten. Zum anderen durch den Konsum von besonders teuren Gütern. Zwischen beiden besteht nun wiederum ein Zusammenhang: Oftmals gelten gerade teure Güter als besonders »geschmackvoll« und anerkannt.

Nun ist all dies noch nicht typisch für neoliberale Gesellschaften. Einen Zusammenhang zwischen der sozialen Position und dem Konsum eines Menschen gab es vielmehr immer schon: im alten Rom ebenso wie im Mittelalter, im Frühkapitalismus ebenso wie im 20. Jahrhundert. Immer schon drückten die Reichen und Mächtigen ihre soziale Position durch den Konsum bestimmter Güter aus. Immer schon stellten sie diesen Konsum ziemlich offen zur Schau. Immer schon wollten sie hierdurch etwas Besseres, etwas Besonderes sein. Und immer schon waren untere Klassen daran zu erkennen, dass sie solche Güter nicht konsumieren konnten oder wollten.

Und doch ändert sich im neoliberalen Kapitalismus ein entscheidendes Detail. Die Notwendigkeit der Selbstdarstellung und der Unterscheidung von anderen Menschen nimmt zu: Denn nun geht es nicht mehr nur um die Abgrenzung gegenüber anderen (niederen) sozialen Klassen. Es geht nun vielmehr auch und gerade um die Abgrenzung jedes einzelnen Menschen innerhalb seiner eigenen Klasse, Berufsgruppe, seinem Betrieb, Freundeskreis und seiner Familie.¹⁸⁴ Der Drang, sich in Konsum und Lifestyle von anderen Menschen zu unterscheiden, ist also umso größer, je näher wir diesen anderen stehen.

Das lässt sich auch wissenschaftlich nachweisen. Der US-Wirtschaftswissenschaftler Robert H. Frank hat gezeigt: Wenn die Superreichen sich noch größere Yachten und Villen kaufen, hat dies auf den Konsum der mittleren und unteren Klassen keine Auswirkungen. Die etwas weniger reichen Angehörigen der oberen Klassen hingegen versuchen dann sehr wohl, ihren Konsum auszuweiten. Sie wollen so ver-

hindern, dass der Abstand zwischen ihnen und den Superreichen noch größer wird. Ein weiteres Beispiel: Angehörige der mittleren Klassen weiten ihren Konsum dann aus, wenn sie andernfalls gegenüber anderen Angehörigen der gleichen Klasse zurückfallen würden.¹⁸⁵

Im Neoliberalismus nahmen und nehmen soziale Ungleichheit und Unsicherheit stark zu. In quasi allen Ländern erreichten die Werte für die Ungleichverteilung bei Einkommen und Vermögen in den letzten Jahren und Jahrzehnten neue Rekorde.¹⁸⁶ Dies hat gerade für die mittleren Klassen, für ArbeitnehmerInnen und kleine Selbständige unmittelbare Konsequenzen: Immer schwieriger wird der soziale Aufstieg. Immer größer wird die Gefahr von Arbeitslosigkeit und Armut. Immer stärker wird der Druck, seinen sozialen Status zu erhalten. Die Zahl derer, die zur Mittelschicht gerechnet werden können, hat abgenommen. Der Druck, etwas »aus seinem Leben zu machen«, ist durch diese Entwicklungen gestiegen.¹⁸⁷

Damit wächst die Bedeutung von Konsum und Lifestyle für Selbstdarstellung und Selbstoptimierung. Durch sie stellen sich die Menschen als aktiv, attraktiv, leistungsbereit, wettbewerbsfähig und als etwas Besonderes dar. Und zwar gerade gegenüber dem eigenen sozialen Umfeld. Sich zu optimieren, bedeutet im Neoliberalismus eben auch, seinen Konsum und seinen Lifestyle entsprechend zu optimieren. Anleitungen und Hilfestellungen dazu bieten einschlägige Zeitschriften und Webseiten, TV-Sendungen und selbst Zeitungen in großem Umfang: Wohnen, Möbel, Essen, Mode, Musik, Reisen und kulturelle Veranstaltungen – es gibt keine Trends und keine Neuigkeiten, über die nicht vermeintliche Konsum-ExpertInnen informieren würden.

Diese veränderte Rolle des Konsums im Neoliberalismus drückt sich nicht zuletzt in der Werbung aus. Wer für Waren oder Dienstleistungen werben lässt, möchte mehr verkaufen. Und mehr verkaufen wird, wer dabei den Geist der Zeit trifft. Werbung hat deshalb durchaus ein Gespür dafür, welche Werte und Handlungsweisen in einer Gesellschaft als angemessen und richtig gelten. Sie greift diese auf, um sie sich zunutze zu machen.

Einige Beispiele: Die Bausparkasse »Wüstenrot« warb mit dem Slogan »Ihre Nachbarn: neidgelb. Ihr neuer Pool: azurblau. Ihre Fi-

nanzierung: Wüstenrot«. Der Telekommunikationsanbieter »Vodafone« ließ den Blogger Sascha Lobo plakatieren mit dem Spruch »Wer mehr erlebt, hat mehr zu sagen.« Der Sportartikelhersteller »Nike« spielte mit der Übereinstimmung zwischen sportlichen und kapitalistischen Werten. In ihrer Werbung verkündete die Firma: »You don't win silver, you lose gold!« Und der Zigarettenhersteller »Philipp Morris« verdammt in seiner »Maybe«-Kampagne für die Marke »Marlboro« jedes Zögern und Zaudern: »Maybe goes nowhere«, »Don't be a Maybe«, »Maybe never reached the Top« oder schlicht »Maybe«. Man könnte all das auch so sagen: Sei besser als deine Nachbarn. Sei stets und ständig aktiv, sonst mangelt es dir an Möglichkeiten zur Selbstdarstellung. Gib dich nur mit dem Besten zufrieden. Wenn du aber zögerst und zauderst, wirst du nirgendwo hinkommen, wirst du das Beste nicht erreichen. Das ist dann deine eigene Schuld. Also: »Just do it.«

Die mittleren Klassen sind für solcherlei Vorstellungen wohl besonders empfänglich. Sie stecken in einer Art Sandwich-Position zwischen unten und oben: So sind sie bemüht, sich nach unten abzugrenzen und möglichst weit nach oben aufzusteigen. Sie haben Abstiegsängste und Aufstiegswünsche. Sie wollen sich von den unteren Klassen unterscheiden; in Konsum und Lifestyle orientieren sie sich daher an den oberen Klassen. Und genau hiermit spielt »Wüstenrot« in seinem Werbeslogan: Ein Pool grenzt deutlich nach unten ab. Er signalisiert Wohlstand und Nähe zu oberen Klassen. Genau deshalb kann der Slogan unterstellen, dass die Nachbarn »neidgelb« werden. Wohlge-merkt: Nicht irgendwer, sondern die Nachbarn – also Menschen, die einem nahe und ähnlich sind. »Wüstenrot« weiß: Nicht gegenüber der Gesellschaft als ganzer, sondern gegenüber dem eigenen Umfeld versuchen Menschen, sich günstig zu positionieren.¹⁶⁸

Angesichts wachsender sozialer Ungleichheit und immer größerer Unsicherheiten nimmt für quasi alle Menschen der Druck zu, in diesem Sinne stets möglichst anerkannte Güter zu besitzen. Ein kleines Fernsehgerät? Völlig inakzeptabel, wenn es größer geht. No-Name-Kleidung? Ohne Stil und Anstand, man ist ja nicht »Unterschicht«. Ein altes Badezimmer mit braunen Kacheln? Gänzlich aus der Zeit ge-

fallen. Senf vom Discounter? Ekelhaft und mindestens für Gäste nicht geeignet. Was viel Anerkennung bringt oder was den/die BesitzerIn abwertet, mag in verschiedenen sozialen Klassen und zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich sein. Der Druck aber, im Konsum seinem Umfeld stets voraus zu sein, ist einheitlich und für Angehörige aller Klassen spürbar. Sie alle teilen die Angst, in Konsum und Lifestyle als unzulänglich und nicht perfekt zu erscheinen.

Produkte haben vor diesem Hintergrund eine Art Verfallsdatum, das gesellschaftlich bestimmt wird. Je wichtiger das Produkt für die soziale Positionierung seiner BesitzerInnen ist, desto größer fällt dieser Effekt aus. »Verfallsdatum« meint hier Folgendes: Entscheidend ist nicht, ob bestimmte Gegenstände noch brauchbar sind. Entscheidend ist, ob sie nicht längst durch neue, angeblich oder tatsächlich bessere Produkte ersetzt werden können.¹⁸⁹ Dies führt dazu, dass sich neue Produkte quasi wellenförmig durchsetzen. Wenige KonsumentInnen kaufen sie und haben hierdurch die Nase vorn gegenüber anderen, die ihnen nahestehen. Diese geraten unter Druck, müssen nachziehen – und erhöhen hierdurch wiederum den Druck auf wieder andere Menschen.

Ob die hierdurch verbreiteten Waren und Dienstleistungen wirklich notwendig sind, spielt keine Rolle. So kommt es, dass viele Menschen im Stadtverkehr mit Autos unterwegs sind, die nach PS und Ausstattung für Hochgebirgs-Schotterpisten und Wüsten ausgelegt sind. Oder dass sie zum Frühjahrs-Camping am Gardasee einen Schlafsack nutzen, der noch in der Antarktis bei minus 40 Grad seinen Dienst tun würde. Oder dass sie Lebensmittel zu sich nehmen, die mehr medizinische Wirkstoffe haben als manches Medikament. Unwichtig ist auch, ob neue Produkte einen echten Vorteil gegenüber einfacheren Varianten bieten. So kommt es, dass manche Menschen ihr Essen mit Himalaya-Salz würzen, das sich in nichts von gewöhnlichem Salz unterscheidet.

Konsum im Neoliberalismus ist ein quasi unendlicher Kampf um eine möglichst günstige soziale Positionierung.¹⁹⁰ Er ist das nie abgeschlossene Bemühen, den eigenen Konsum und Lifestyle zu optimieren.

Dabei kann »optimieren« von Konsum und Lifestyle nach wie vor bedeuten, besonders teure Waren und Dienstleistungen zu kaufen. Denn nach wie vor erfolgt die Abgrenzung zwischen sozialen Klassen und innerhalb sozialer Klassen in weiten Teilen über den Geldbeutel. So sind und bleiben Luxusvillen, Jachten, Luxusautos, Markenkleidung und die teuersten Kabinen auf Kreuzfahrtschiffen deutliche Zeichen für den sozialen Status derer, die sie sich leisten können. Allerdings nimmt die Vielfältigkeit des Konsums zumindest jenseits der Superreichen auch hinsichtlich des Preises zu. Produkte, die für die Unterscheidung von anderen Menschen als weniger wichtig erachtet werden, können und dürfen heutzutage durchaus billig sein. Hier haben immergleiche Massenprodukte ihren Platz. Insofern ist »Geiz« wirklich »geil«. Dafür aber geben die KonsumentInnen an anderer Stelle umso mehr Geld aus – für Produkte, durch die sie sich definieren und von anderen abgrenzen wollen.¹⁹¹ Man will »sich etwas Besonderes gönnen, um etwas Besonderes zu sein«, wie es der Journalist Klaus Werle ausdrückt.¹⁹²

So kommt es, dass wir tatsächlich Manager finden, die mit Markenanzug und Krawatte bei billigen Lebensmittel-Discountern einkaufen. Oder vermögende Unternehmerinnen, die im Billigflieger zum Luxusurlaub nach Dubai reisen. Die Nahrungsmittel des Managers und der Flug der Unternehmerin gelten für diese beiden offensichtlich nicht als Güter, durch die sie sich sozial positionieren wollen. Anders der Markenanzug und der Urlaubsort: Hiermit wollen sie sich durchaus positionieren. Eine dritte Person mag all dies schon wieder ganz anders einschätzen. Für sie wäre es vielleicht undenkbar, den teuren Design-Kühlschrank mit Discounter-Lebensmitteln zu füllen oder die eigenen schicken Markenschuhe in einen Billigflieger zu setzen.

Welche Güter also genutzt werden, um sich gegenüber anderen sozial zu positionieren und abzugrenzen, ist keineswegs bei allen Menschen gleich. Im Gegenteil: Sich im Konsum als etwas Besonderes darzustellen, bedeutet sehr oft, sich auf bestimmte Waren und Dienstleistungen zu spezialisieren. So werden die einen beispielsweise zu Whisky-Liebhabern, die anderen zu Jugendstil-Kennerinnen. Als

solche geben sie gerade für die genannten Güter besonders viel Geld aus. Darüber hinaus erwerben sie ein entsprechendes Fachwissen, das sie als ExpertInnen für diese Güter ausweist.

Einige oder alle Waren und Dienstleistungen teuer zu konsumieren, ist aber nur eine von vielen Möglichkeiten der Selbstdarstellung und Selbstoptimierung. Eine andere Möglichkeit ist ein Konsum, der auf Nachhaltigkeit und Gesundheit zielt. Ein Trend zu nachhaltigem und gesundem Konsum ist seit einigen Jahren gerade unter AkademikerInnen unverkennbar. »Optimieren« in diesem Sinne kann sehr vieles bedeuten: Es kann bedeuten, auf besonders gesunde Produkte zu achten. Es kann bedeuten, bevorzugt besonders nachhaltige Produkte zu konsumieren – also jene, die besonders umweltfreundlich oder sozialverträglich hergestellt wurden. Es kann bedeuten, regionale Produktion stärker zu berücksichtigen. All diese KonsumentInnen werden als *LOHAS* bezeichnet, eine Abkürzung für das englische »Lifestyle of Health and Sustainability«, Lifestyle der Gesundheit und Nachhaltigkeit. Selbst der banalste alltägliche Konsum wird für sie zu etwas Besonderem. Er wird zu etwas, das Nachdenken, Bewusstsein und Moral erfordert.

Nun mag es gewiss löblich sein, seinen Konsum möglichst an ökologischen und sozialen Kriterien auszurichten. Den Regeln der neoliberalen Konsumgesellschaft aber folgen LOHAS gerade hiermit nicht weniger als andere KonsumentInnen. Auch LOHAS grenzen sich durch Konsum von anderen Menschen ab. Auch nachhaltiger Konsum dient dazu, sich gesellschaftlich als etwas Besonderes zu positionieren. Und dies keineswegs nur, weil er in der Regel einen entsprechenden Geldbeutel voraussetzt. Was des einen Markenanzug ist, ist des anderen Fair-Trade-Kaffee. Was der einen Luxusreise ist, ist der anderen Streuobstwiesen-Apfel. Und oft genug wird beides in widersprüchlicher Weise zugleich konsumiert. Eine Fernreise etwa verleiht Prestige ebenso wie der Konsum nachhaltiger Lebensmittel. So kann es durchaus sein, dass das durch regionale Streuobstwiesen-Äpfel eingesparte CO₂ durch eine Flugreise gleich mehrfach wieder in die Atmosphäre gepustet wird. Schließlich gehören LOHAS im Regelfall durchaus zu den besser Situierten, zu den besonders Aktiven und

– aus eigener Sicht – besonders Leistungsbereiten. Dies alleine mit Streuobstwiesen-Äpfeln und Fair-Trade-Kaffee zu zeigen, erscheint nur zu oft als nicht genug. Da liegt eine Flugreise in eine andalusische Bio-Finca oder zum Klettern in die USA durchaus nahe.

Hinzu kommt, dass selbst der nachhaltigste Konsum nur das genaue Gegenteil dessen erreicht, was er zu erreichen vorgibt: Er entlastet Politik und Unternehmen von ihrer Verantwortung für eine ökologische und sozialverträgliche Produktion. Er überträgt jedem einzelnen Menschen die Verantwortung für den eigenen Konsum. Echte gesellschaftliche Veränderung gerät so einmal mehr aus dem Blick.

Dies gilt auch und gerade für die enorme und wachsende soziale Ungleichheit, die letztlich Grundlage der neoliberalen Konsumgesellschaft ist. Ungleichheit wird selbst im nachhaltigsten Konsum schlicht ausgeblendet. Die große Politik der Gesellschaft wird durch die kleine Politik des eigenen Lebens ersetzt.¹⁹³ Jede ist sich selbst die Nächste. Und jeder ist seines Glückes Schmied. Selbst wenn dieses Glück nur darin besteht, in Konsum und Lifestyle für einen kleinen Augenblick die Nase weiter vorn zu haben als die Nächsten.

Nachhaltiger Konsum funktioniert also bei genauer Betrachtung gar nicht anders als jeder andere Konsum in einer neoliberalen Gesellschaft. Warum auch, liegt doch stets ein radikaler Individualismus zu Grunde. Andere Menschen brauchen die KonsumentInnen im Neoliberalismus in erster Linie, um Anerkennung und Akzeptanz zu finden. Sie brauchen sie, um sich selbst als besonders darzustellen: ob besonders umweltbewusst, besonders sozial, besonders reich, besonders attraktiv, besonders »in« oder besonders »geschmackvoll« ist dabei letztlich unwichtig. Die Hauptsache ist, dass niemand auf die Idee kommt, man sei inaktiv, unattraktiv, unflexibel oder nicht wettbewerbsfähig.

11.

Fazit: Der Weg zur Knechtschaft

Neoliberale Ideologie ist heute allgegenwärtig – und zwar auch und gerade dort, wo man sie zunächst nicht erwarten würde: Sie findet sich in Sport und Ratgeberliteratur. Sie ist die Grundlage für den Erfolg der zeitgenössischen Esoterik. Sie prägt unser Denken über Bildung, Körper und Stars. Sie stellt das gedankliche Gerüst für Reality-TV und Seifenopern im Fernsehen. Sie macht Soziale Netzwerke im Internet zu dem, was sie sind. Sie prägt unseren Konsum und Lifestyle. Und diese Liste ließe sich noch erweitern: Man hätte auch schreiben können über Wirtschaftsmagazine und Liebesschnulzen im Fernsehen, über Management-Literatur und Kinofilme, über Kommunikations-Seminare und Flirt-Coachings ... Sie alle bieten für neoliberales Denken unmittelbar Anknüpfungspunkte, und in ihnen allen kann dieses Denken zum Ausdruck kommen.

So rechtfertigen sie neoliberale Ideologie, indem sie deren Vorstellungen von Mensch und Gesellschaft als normal und alternativlos darstellen. Dies geschieht etwa, wenn durch Seifenopern und Stars bestimmte Lebensläufe und Lebensstile als ideal präsentiert werden. Es geschieht, wenn Bildung einzig dem persönlichen beruflichen Erfolg und der Verwertbarkeit des erworbenen Wissens am Markt dienen soll. Es geschieht, wenn Werbung das Konsumieren als Streben nach sozialer Positionierung anpreist. In neoliberaler Manier werden Egoismus und Selbstverantwortung gefeiert, wenn im Positiven Denken und in der Esoterik die innere Veränderung der Menschen als einzig zielführende Lösung für persönliche und gesellschaftliche Probleme dargestellt wird.

Der Neoliberalismus treibt soziale Ungleichheit auf immer neue Höchstwerte, vernichtet Mechanismen der sozialen Absicherung, zerstört Gewissheiten und Verlässlichkeiten. Nicht Solidarität und sozialer Ausgleich, sondern Marktprinzipien und Vereinzelung bilden die Grundlage neoliberaler Gesellschaften. Mit der Privatisierung sozialer Sicherungssysteme und öffentlicher Unternehmen werden menschliche Schicksale privatisiert. Mit dem Abbau sozialer Rechte werden Schutzmechanismen für alle abgebaut. Mit der Schwächung von Gewerkschaften werden ArbeitnehmerInnen geschwächt. Die Menschen werden auf sich selbst zurückgeworfen. In neoliberalen Gesellschaften ist jeder und jede sich selbst der/die Nächste.

Eine solche Gesellschaft schafft Werte und Verhaltensweisen, die noch den banalsten Alltag prägen. Im Neoliberalismus sehen sich die Menschen der Erwartung ausgesetzt, sich permanent selbst zu thematisieren, zu optimieren, darzustellen und zu vermarkten. Sie sollen sich in der Konkurrenz mit anderen durchsetzen. Sie sollen sich als aktiv und attraktiv, als flexibel und anpassungsfähig, als unternehmerisch und wettbewerbsfähig erweisen. Diesem Zweck sollen wiederum Bildung und sportliche Fitness, Soziale Netzwerke und Konsum, Ratgeberliteratur und Esoterik gleichermaßen dienen. Seifenopern sowie Reality-TV führen anschaulich vor, wie Selbstdarstellung und Selbstoptimierung zu geschehen haben. Und bei alledem wird das neoliberale Leistungsprinzip hochgehalten: Menschen stellen sich als optimierte und disziplinierte LeistungsträgerInnen dar in der Hoffnung, damit zu sozialer Anerkennung, Akzeptanz und wirtschaftlichem Erfolg zu kommen.

Doch auch wenn in Sport und Castingshows regelmäßig die »Richtigen« gewinnen mögen, was ein dumpfes Gefühl von Gerechtigkeit hervorrufen mag, so hat dies mit der gesellschaftlichen Realität doch herzlich wenig zu tun. Der Grund dafür ist, dass Anstrengungen in einer Marktwirtschaft nicht notwendig und nicht regelmäßig zum Erfolg führen. Dies räumen manche Neoliberale, etwa Friedrich August von Hayek, selbst ein. Um das Leistungsprinzip dennoch hochzuhalten, ist es für den Neoliberalismus unabdingbar, glaubhaft den von Armut, Elend und Ausgrenzung betroffenen Menschen selbst

die Schuld an ihrer Misere in die Schuhe zu schieben. Dies geschieht etwa, wenn Positives Denken und Esoterik ihren AnhängerInnen vermitteln, Grund für Unglück oder mangelnden Erfolg sei einzig eine falsche bzw. fehlende innere Einstellung. Oder wenn im Reality-TV angebliche oder tatsächliche persönliche Gründe für Überschuldung, Single-Sein, Dicksein, Arbeitslosigkeit und viele andere Probleme angeführt werden. Oder wenn der »aktivierende Sozialstaat« unterstellt, Arme hätten schlicht ihre Bildungschancen nicht genutzt. Zusätzliche Überzeugungskraft erhalten solche Behauptungen und Unterstellungen dadurch, dass soziale Missstände und gesellschaftliche Fehlentwicklungen gerade nicht thematisiert werden.

Damit wird den Menschen nicht nur Schuld, sondern zugleich auch ein Defizit eingeredet. Wer Erfolg, Akzeptanz, Glück und Anerkennung nicht oder nicht im gewünschten Maße erzielt, der sei dafür selbst verantwortlich. Er/sie solle sich über das eigene Defizit klarwerden: Er/sie leiste nicht genug und strenge sich nicht genug an. Er/sie denke nicht positiv genug oder habe das wahre Ich noch nicht gefunden. Er/sie habe die esoterischen Kräfte nicht genug aktiviert oder habe sich nicht gut und passend genug ausbilden lassen. In Daily Talks, Makeover-TV und Lebenshilfe-Coachings wird den TeilnehmerInnen (wie auch indirekt manchen ZuschauerInnen) erklärt, dass und weshalb ihr Leben Mist ist. Im Internet finden sich auf Video-Plattformen wie »YouTube« und auf zahlreichen Blogs jede Menge Tipps und Tricks, um das eigene Leben, Wohnen, Kleiden und Konsumieren zu verbessern. Und mit ModeratorInnen, TherapeutInnen, TrainerInnen, Bildungscoaches, Jury-Mitgliedern und vielen anderen finden sich stets jede Menge ExpertInnen und Autoritäten, die angeblich vieles besser wissen. Sie können treffend begründen, worin genau das persönliche Defizit besteht. Umgekehrt führen SportlerInnen, Stars und Seifenopern tagtäglich vor, wie groß der Unterschied zwischen dem Optimalen bei anderen Menschen und dem Defizit bei sich selbst tatsächlich ausfällt.

Es ist geradezu grotesk: Ausgerechnet in neoliberalen Gesellschaften, die allesamt Individualismus und Autonomie predigen, ist die Unterordnung unter (angebliche oder tatsächliche) Anforderungen

von Markt und Gesellschaft zur alltäglichen Normalität geworden. Die Menschen sollen nach außen ein authentisches, echtes Ich darstellen, das sich permanent für Markt und Gesellschaft optimiert. Dazu scheinen sie allerdings alleine nicht in der Lage zu sein – nicht zuletzt, weil Authentizität und Unterordnung sich widersprechen. Sie suchen sich deshalb ExpertInnen und Autoritäten, von denen sie sich über die Erwartungen von Markt und Gesellschaft aufklären lassen. Damit ordnen sie sich ein zweites Mal unter.¹⁹⁴

Spätestens hier wird deutlich, dass der neoliberale Individualismus letztlich auch nur eine besondere Form von Vergesellschaftung ist.¹⁹⁵ Er ist ein Prozess, durch den Menschen lernen, sich den Vorgaben von Markt und neoliberaler Gesellschaft zu unterwerfen. Er ist mithin eine Form von Knechtschaft – um diesen Begriff aus dem Titel von Friedrich August von Hayeks Standardwerk zu gebrauchen.¹⁹⁶ Eine Knechtschaft allerdings, die keineswegs nur auf Druck und Zwang setzt, sondern mindestens ebenso auf Autonomie und Selbststeuerung. In den letzten zwei Jahrzehnten hat jene sozialwissenschaftliche Forschung, die in der Tradition des französischen Soziologen Michel Foucault steht, zu Recht immer wieder auf diesen Doppelcharakter hingewiesen. Sie hat gezeigt: Selbstführung und Fremdführung bzw. innere Überzeugung und Druck von außen treten im Neoliberalismus stets gemeinsam auf.¹⁹⁷

Es wäre deshalb grundverfehlt, in all den Gegenständen, die in diesem Buch beschrieben und analysiert wurden, nur ideologische Manipulation und Beeinflussung zu sehen. Das sind sie zwar auch, aber eben nicht nur: Sich zu bilden, Ratgeberliteratur zu lesen, Esoterik zu betreiben, Sport zu machen, Stars zu bewundern, fernzusehen, zu konsumieren und Soziale Netzwerke zu nutzen ist vielmehr immer auch Ausdruck von persönlichem Willen und Überzeugung. Es ist immer auch der Versuch, das eigene Leben in einer neoliberalen Gesellschaft besser, interessanter, angenehmer zu machen. Und es ist immer auch der Versuch, Erklärungen dafür zu finden, dass dieses Leben so ist, wie es ist.

So handelt, wer mit Bildungsangeboten seinen Lebenslauf marktkonform macht, nicht nur aufgrund äußerer Zwänge und Erwartun-

gen, sondern auch aus einer inneren Überzeugung heraus. Und wer durch Ratgeber des Positiven Denkens erfahren möchte, wie er/sie (mehr) Erfolg haben kann, der hat schon »Ja« zumindest zu einigen Grundprinzipien einer neoliberalen Gesellschaft gesagt. Wer den »lärmenden Alltag der Leistungsgesellschaft« durch die esoterische Suche nach Energien und Kräften bewältigen möchte, der hat im Grunde seinen Frieden mit diesem Alltag gemacht. Wer sportlichen Erfolg hat oder ihn bei anderen bewundert, der empfindet üblicherweise Begeisterung und Stolz. Wer in Fitness-Studios seinen Körper stählt, der hat meist Freude daran. Wer Schmerz und den berühmten »inneren Schweinehund« beim Sport überwindet, der empfindet nicht zufällig Gefühle des Glücks. Wer Stars anhimmelt, der ist oft genug angetan von der Welt des Glitzers und Glamours. Wer Castingshows ansieht oder gar dort auftritt, der hält das Konkurrenzprinzip und die Jury im Grundsatz für fair und notwendig (wenngleich er/sie nicht notwendig jede der Jury-Entscheidungen teilen mag). Wer Seifenopern ansieht, der identifiziert sich mit den Figuren, mit ihren Problemen, Hoffnungen und Wünschen. Wer konsumiert, tut dies, um sich selbst etwas Gutes zu tun. Und wer Soziale Netzwerke nutzt, der wird kaum leugnen können, einen gewissen Drang zur Selbstdarstellung zu verspüren.

Der Neoliberalismus will die ganze Persönlichkeit, die ganze Person mit Haut, Hirn und Haaren. Er erfasst das private, das öffentliche und das berufliche Leben. Der ideale Mensch im Neoliberalismus lebt die neoliberale Moral, entwickelt sie weiter und begeistert andere von ihr. Er weiß sie anzuwenden auf Situationen und Entscheidungen im Alltag wie auch im Politischen. Er ist aus sich heraus marktkonform, unternehmerisch und auf sich selbst bezogen. Er zeigt sich anpassungsbereit und flexibel aus innerem Antrieb.

Autonomie im Neoliberalismus bedeutet, so denken und handeln zu können, wie es Markt und Gesellschaft erwarten. Und Freiheit im Neoliberalismus bedeutet, auch so denken und handeln zu wollen. Und doch: Nicht alle, die in diesem Sinne denken und handeln, tun dies in der Überzeugung, dass der Neoliberalismus eine gute und richtige gesellschaftspolitische Ideologie sei. Tatsächlich wird dies so-

gar bei den wenigsten Menschen der Fall sein. Zumeist ist es schlicht der Wunsch nach Anerkennung und Akzeptanz, nach Identität und Glück, der sie treibt.

Glücklich und zufrieden werden die Menschen dadurch jedoch nicht, im Gegenteil: Noch nie war die wirtschaftliche Produktivität so hoch wie heute. Und doch war die gesellschaftliche Armut seit vielen Jahrzehnten nicht mehr so groß. Noch nie war die Produkt- und Markenvielfalt so groß wie heute. Und doch bleiben immer mehr Bedürfnisse der Menschen ungestillt. Noch nie waren die Menschen so gut ausgebildet wie heute. Und doch gehen die Löhne der ArbeitnehmerInnen seit Jahren oder Jahrzehnten zurück. Noch nie gab es so viele Ratgeberbücher, TherapeutInnen und »spirituelle« Angebote wie heute. Und doch litten noch nie so viele Menschen an Burnout und Depression, war der Gebrauch von Alkoholika, Drogen und Psychopharmaka noch nie so verbreitet wie heute.

Anmerkungen

- 1 Ptak 2007; Walpen 2004.
- 2 Walpen 2004.
- 3 Ptak 2007: 23.
- 4 Ptak 2005: 61.
- 5 Hayek 1981b, 1981c, 1983.
- 6 Hayek 1981c: 105-124.
- 7 Ptak 2005: 67; Ptak 2008.
- 8 Müller 2014b.
- 9 Müller 2014c, 2014d.
- 10 Klein 2007: 49-128.
- 11 Zitiert nach Biebricher 2014.
- 12 Harvey 2007: 23-25; Walpen 2004: 81; Klein 2007: 296.
- 13 Klein 2007: 131-141; Harvey 2007.
- 14 Müller 2014e.
- 15 Klein 2007: 171-193, 218-262.
- 16 Klein 2007: 218-262. *Jelzins Vorgehen fand dabei durchaus die Zustimmung westlicher Politik und Medien.*
- 17 Thomasberger 2009; Schui/Blankenburg 2002: 66-75.
- 18 Bröckling 2007: 80-81; Ötsch 2009.
- 19 Quiggin 2012: 177-207; für Bildung Kaphegyi/Quaißer 2010.
- 20 Rügemer 2011.
- 21 Kaphegyi/Quaißer 2010.
- 22 Quiggin 2012: 177-207.
- 23 Kraft 2009.
- 24 Dyk 2013; Kessl 2012. *Siehe dazu auch Kapitel 3.*
- 25 Jones 2013; Wacquant 2008.
- 26 Butterwegge 2012; Lessenich 2008.
- 27 Stockhammer o.J.: 10.
- 28 Melzer 2013.
- 29 Schreiner 2014.
- 30 Quiggin 2012: 141-142; Schreiner 2013d; Melzer 2013; Klein 2007: 444; Dullien 2014.

- 31 Lessenich 2008; Rose 2000.
- 32 Schui/Blankenburg 2002: 61-63; Schreiner 2013c.
- 33 Hirsch 1995.
- 34 Wacquant 2012; Crouch 2011.
- 35 Hayek 1977, 1981c, 1983.
- 36 Buchanan 1984.
- 37 Ptak 2007; Oberndorfer 2012.
- 38 Klein 2007; Schreiner 2013a, 2013b.
- 39 Schui/Blankenburg 2002: 108-110; Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 14-15.
- 40 Girking 2005; Hayek 1981c und 1983; vgl. auch Friedman 1976: 27-60.
- 41 Schui/Blankenburg 2002: 115-118.
- 42 Reitzig 2008.
- 43 Hayek 1977: 27-32.
- 44 Hayek 1981b: 112.
- 45 Hayek 1977: 30-31.
- 46 Vgl. auch Hayek 1981b: 102-104.
- 47 Neckel 2013; Neckel/Dröge 2002.
- 48 Hartmann 2007: 214-238.
- 49 Voswinkel/Kocyba 2008.
- 50 Degele/Winker 2001; Neckel/Dröge/Somm 2008. Siehe dazu auch Hartmann 2002: 179-182.
- 51 Hayek 1981b: 102-104.
- 52 Lessenich 2008; Degele/Winker 2011.
- 53 Atzmüller 2004: 599, 2014; Wrana 2003: 34; Merkens 2002.
- 54 Initiativkreis Bildung der Bertelsmann-Stiftung 1999: 21. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die Bertelsmann-Stiftung zumindest in Deutschland der wichtigste Akteur zur Durchsetzung neoliberalen Denkens in der Bildungspolitik war und ist (Schöller 2004).
- 55 Bultmann/Schöller 2003: 348.
- 56 Hellgermann 2013.
- 57 Zitiert nach Pasuchin 2012: 205.
- 58 Europäische Kommission 1996.
- 59 Hirsch 1995: 84-119. Siehe dazu auch Kapitel 2.
- 60 Pasuchin 2012: 199; Atzmüller 596-597.
- 61 Europäische Kommission 2000.
- 62 Europäischer Rat 2000; Europäische Kommission 2010.
- 63 Wrana 2003.
- 64 Europäische Kommission 1996: 34.
- 65 Haupt 2014.
- 66 Werle 2010: 59-87.
- 67 Siehe dazu auch Goeschel 2011.
- 68 Man könnte ergänzen: Zunehmende Statusunsicherheit und Angst vor dem sozialen Abstieg.

- 69 Rothe 2011: 296-297.
- 70 Teile dieses Abschnitts basieren auf einem Aufsatz (Schreiner 2012), der in den Blättern für deutsche und internationale Politik erschienen ist.
- 71 Was zeigt, weshalb diese beiden Berufe nie zu Studiengängen werden.
- 72 Butterwegge 2007.
- 73 Lessenich 2008: 98-105; Schöller 2004: 521; Stevenson 2010: 344-345.
- 74 Abgedruckt in: Blätter für deutsche und internationale Politik 7 (1999), S. 887-896.
- 75 Siehe dazu auch Kapitel 2.
- 76 Atzmüller 2014: 143-151; Lessenich 2008.
- 77 Carnegie 2003: 147.
- 78 Steinfeld 2012.
- 79 Siehe zur Esoterik auch Kapitel 5.
- 80 Ehrenreich 2010.
- 81 Schüle 2001.
- 82 Man übertreibt sicher nicht mit der Behauptung, dass diese Machwerke weit mehr zur Verbreitung neoliberalen Denkens beigetragen haben als alle neoliberalen Klassiker und Institutionen zusammen.
- 83 Scheich 1997: 48.
- 84 Peale 2006: 76.
- 85 Murphy 2000: 146.
- 86 Freitag 1999: 48-49.
- 87 Schmidt-Röger/Grise-Seelmeyer 2004: 5.
- 88 Siehe dazu auch Kapitel 2.
- 89 Peale 2006: 151.
- 90 Freitag 1999: 81.
- 91 Murphy 2003: 141.
- 92 Peale 2006: 117.
- 93 Conen 1996: 24.
- 94 Böckling 2007.
- 95 Scheich 1997.
- 96 Conen 2004: 22.
- 97 Carnegie 2003: 156.
- 98 Siehe dazu auch Kapitel 2.
- 99 Lichtfokus Ausgabe 46, S. 12-15, hier S. 13.
- 100 Siehe zu Positivem Denken auch Kapitel 4.
- 101 Schnabel 2007: 150-194; Barth 2012: 266.
- 102 Lichtfokus Ausgabe 46, S. 38-41, hier S. 38.
- 103 Rademacher 2009: 45-47.
- 104 Lichtfokus Ausgabe 46, S. 64-66.
- 105 Höllinger/Tripold 2012: 44-60; Müller 2003. Dies ist eine weitere Übereinstimmung mit dem »Positiven Denken«.
- 106 Taylor 2007.
- 107 Zinser 2009: 84-85; Schnabel 2007: 38.

- 108 Dass Teile der Esoterik zugleich auch Schnittmengen zu extrem rechtem, antisemitischem und rassistischem Gedankengut aufweisen, sei zumindest der Vollständigkeit halber erwähnt (Barth 2003; Müller 2003).
- 109 Barth 2012.
- 110 Happinez Ausgabe 5/2014, S. 111.
- 111 Bewusster leben Ausgabe 2/2014, S. 70-71, hier S. 70.
- 112 Barth 2012: 253-261; Rademacher 2009: 47-53.
- 113 Norden/Weiß 2010: 249.
- 114 Dubal 2010.
- 115 Manzenreiter 2009; Florschütz 2005.
- 116 Frank/Cook 1995; Neckel 2001.
- 117 Alkemeyer 2008: 104-105.
- 118 Heimerdinger 2010.
- 119 Alkemeyer 2007; Penz 2010.
- 120 Florschütz 2005: 197-200; Kreisky 2009.
- 121 Gugutzer/Duttweiler 2012.
- 122 Schroeter 2006; Alkemeyer 2007.
- 123 Schroeter 2006: 82; Degele/Sobiech 2008.
- 124 Schroeter 2006: 83.
- 125 Schroeter 2006. Siehe dazu auch Kapitel 5.
- 126 Alkemeyer 2007: 18.
- 127 <https://www.mcf.it.com/de> (29.8.14).
- 128 Fusco 2012.
- 129 <http://www.fitnesspark2000.de> (29.8.14)
- 130 Gugutzer/Duttweiler 2012.
- 131 Francombe/Silk 2012. Siehe dazu auch Kapitel 8.
- 132 Müller 2008: 66.
- 133 Fusco 2012.
- 134 Green 2012.
- 135 Kreisky 2009: 77-78; Bette 2004.
- 136 Stern 2003.
- 137 Zitiert nach Bette 2004: 67.
- 138 <http://www.vongestern.com/2011/11/der-totale-federkrieg-23.html> (29.8.14).
- 139 <http://www.vongestern.com/2014/05/kontaktbourse-97-fur-jeden-und-jede-was.html> (29.8.14).
- 140 Etwa Fritzsche 2011; Wegener 2008; Sommer 1997.
- 141 Lowry 1997.
- 142 Dyer 2004: 5.
- 143 Bauman 2009: 22.
- 144 King 2003: 49-51.
- 145 Franck 1998; Wippersberg 2014.
- 146 Fans können allerdings auch diese haben. Man denke etwa an den früheren Präsidenten, Manager und Spieler des FC Bayern München, Uli Hoeneß:

Lange galt er als Genie und positives Vorbild, bis er 2014 wegen Steuerhinterziehung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde – was einige Fans nicht davon abhielt, vor dem Gerichtsgebäude ihre »S-ULI-DARITÄT« zu demonstrieren.

- 147 Dyer 2004: 7.
 148 King 2010: 16-17.
 149 Siehe zum neoliberalen Leistungsbegriff auch Kapitel 2.
 150 Albrecht 2011.
 151 Bolldorf 2007. Auch das Zitat ist hier entnommen.
 152 Bolldorf 2009.
 153 Thomas 2008a.
 154 Siehe dazu auch Kapitel 6.
 155 Müller 2011.
 156 Hier schlägt sich die Ideologie des Positiven Denkens nieder. Siehe dazu auch Kapitel 4.
 157 Hipfl/Kulterer 2013.
 158 Jähner 2005: 621.
 159 Klaus/O'Connor 2010; Müller 2011.
 160 Wijnen 2011: 75; siehe auch Lünenborg/Töpfer 2011; Thomas 2010.
 161 Klaus 2006.
 162 Müller 2005; Klaus 2008; Thomas 2008c.
 163 Zitiert nach Miklis 2007.
 164 Voglmayr 2012.
 165 Niggemann 2011; Taylor 2002; Thomas 2010.
 166 Siehe dazu auch Kapitel 6.
 167 Kessl 2012.
 168 Frey-Vor 1992.
 169 Liebes/Livingstone 1998.
 170 Festenberg 1997.
 171 Simon 2006; Göttlich 1995; Göttlich/Nieland 1999. Siehe dazu auch Kapitel 10.
 172 http://www.gzsz-wiki.de/wiki/Jo_Gerner (12.8.14).
 173 Göttlich 1995: 105-106.
 174 Göttlich 1995: 108-109.
 175 Mirowski 2013. Siehe dazu auch Werle 2010: 45-55.
 176 Was, entgegen aller Vorurteile, offenbar seltener vorkommt, als man meinen mag (Boyd 2008: 128).
 177 Boyd 2008: 134-135.
 178 Siehe dazu auch Kapitel 10.
 179 Schmidt 2011: 82-83.
 180 Werle 2010: 42.
 181 <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebensstil> (22.9.14)
 182 Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Unterschied zwischen »Stil« und »Style«.

- 183 Bourdieu 1987.
- 184 Werle 2010: 40; Frank 2005; Schrage 2013.
- 185 Levine/Frank/Dijk 2010; Frank 2005.
- 186 Siehe dazu auch Kapitel 2.
- 187 Werle 2010: 36-43.
- 188 Frank 2005: 4-6.
- 189 Bauman 2009: 108.
- 190 Frank 2005; Levine/Frank/Dijk 2010.
- 191 Werle 2010: 28-35; Schrage 2013: 54.
- 192 Werle 2010: 33.
- 193 Bauman 2009: 128.
- 194 Rose 2000: 14.
- 195 Oft wird »Individualisierung« in Wissenschaft und Medien als ein Prozess beschrieben, der in den letzten Jahrhunderten quasi automatisch eingetreten sei. Eine solche Sichtweise überzeugt nicht, lässt sie doch zweierlei außer Betracht: Erstens den engen Zusammenhang zwischen der Individualisierung und der Entwicklung des Kapitalismus. Zweitens die weitreichende Radikalisierung, die der Individualismus durch den Neoliberalismus erfahren hat.
- 196 Nämlich Hayek 1971.
- 197 Beispielsweise Lemke/Krasmann/Bröckling 2000; Bröckling 2007; Rose 2000.

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Danijela 2011: »Visualize yourself with the Body you want«. Body and Image in Arnold Schwarzenegger's Bodybuilding Guide Books. In: Butler, Michael/Keller, Patrick/Wendt, Simon (Hg.): Arnold Schwarzenegger. Heidelberg. S. 49-64.
- Alkemeyer, Thomas 2007: Aufrecht und biegsam. Eine Geschichte des Körperkults. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 18 (2007). S. 6-18.
- Alkemeyer, Thomas 2008: Fußball als Figurationsgeschehen. Über performative Gemeinschaften in modernen Gesellschaften. In: Klein, Gabriele/Meuser, Michael (Hg.): Ernste Spiele. Bielefeld. S. 87-111.
- Amos, S. Karin 2012: Deregulierung von Bildung. Konzepte und Umsetzungsformen im internationalen Vergleich. In: Hornberg, Sabine/Parreira do Amaral, Marcelo (Hg.): Deregulierung im Bildungswesen. Münster. S. 53-70.
- Atzmüller, Roland 2002: Ausbildung und Workfare. Zur politischen Ökonomie der Berufsbildungsreformen in Großbritannien zwischen Thatcherismus und New Labour. In: Zilian, Hans Georg/Flecker, Jörg (Hg.): Steuerungsebenen der Arbeitsmarktpolitik. München. S. 209-229.
- Atzmüller, Roland 2004: Qualifikationsanforderungen und Berufsbildung im Postfordismus. In: Prokla 34,4 (2004). S. 587-605.
- Atzmüller, Roland 2014: Aktivierung der Arbeit im Workfare-Staat. Arbeitsmarktpolitik und Ausbildung nach dem Fordismus. Münster.
- Barth, Claudia 2003: Über alles in der Welt – Esoterik und Leitkultur. Eine Einführung in die Kritik irrationaler Welterklärungen. Aschaffenburg.
- Barth, Claudia 2012: Esoterik – die Suche nach dem Selbst. Sozialpsychologische Studien zu einer Form moderner Religiosität. Bielefeld.
- Bauman, Zygmunt 2005: Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Bonn.
- Bauman, Zygmunt 2009: Leben als Konsum. Hamburg.
- Bette, Karl-Heinrich 2001: Körper, Sport und Individualisierung. In: Randow, Gero von (Hg.): Wie viel Körper braucht der Mensch? Hamburg. S. 88-100.
- Bette, Karl-Heinrich 2004: X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports. Bielefeld.
- Biebricher, Thomas 2014: Wiedergelesen: Kleine Geschichte des Neoliberalismus, oder: Der Weg zur Knechtschaft. <http://www.theorieblog.de/index.php/2014/09/wiedergelesen> (22.9.14).

- Bolldorf, Heiko 2007: Das Beispiel Dieter Bohlen. Antonio Gramscis Theorie der Populärliteratur heute. <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/670.html> (22.8.14).
- Bolldorf, Heiko 2009: Der Beitrag des Fußballs zur neoliberalen Hegemonie am Beispiel autobiografischer Texte. <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/510.html> (22.8.14).
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre 1985: Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports. In: Merkur 39,7 (1985). S. 575-590.
- Bourdieu, Pierre 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main.
- Bourdieu, Pierre 2011: Die biographische Illusion. In: Fetz, Bernhard/Hemeccker, Wilhelm (Hg.): Theorie der Biographie. Berlin. S. 303-310.
- Boyd, Danah 2008: Taken out of Context. American Teen Sociality in Networked Publics. <http://www.danah.org/papers/TakenOutOfContext.pdf> (13.8.14). Berkeley.
- Bröckling, Ulrich 2002: Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern. In: Leviathan 30,2 (2002). S. 175-194.
- Bröckling, Ulrich 2007: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main.
- Buchanan, James M. 1984: Die Grenzen der Freiheit. Zwischen Anarchie und Leviathan. Tübingen.
- Buchanan, James M./Tullock, Gordon 1962: The Calculus of Consent. Logical Foundations of Constitutional Democracy. Ann Arbor.
- Bultmann, Torsten/Schöller, Oliver 2003: Die Zukunft des Bildungssystems: Lernen auf Abruf – eigenverantwortlich und lebenslänglich! Oder: die langfristige Entwicklung und politische Implementierung eines postindustriellen Bildungsparadigmas. In: Prokla 33,2 (2003). S. 331-354.
- Butterwegge, Christoph 2007: Rechtfertigung, Maßnahmen und Folgen einer neoliberalen (Sozial-)Politik. In: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf (Hg.): Kritik des Neoliberalismus. Wiesbaden. S. 135-220.
- Butterwegge, Christoph 2012: Krise und Zukunft des Sozialstaates. Wiesbaden.
- Carnegie, Dale 1952: Wie man Freunde gewinnt. Zürich.
- Carnegie, Dale 2003: Sorge dich nicht – lebe! Die Kunst, zu einem von Ängsten und Aufregungen befreiten Leben zu finden. Frankfurt/Main.
- Conen, Horst 2004: Ich fange jeden Tag neu an. Warum Optimisten besser leben. Augsburg.
- Couldry, Nick 2008: Reality TV, or the secret theater of neoliberalism. http://eprints.lse.ac.uk/52405/1/Couldry_Reality_TV_secret_theater_2008.pdf (22.7.14).
- Crouch, Colin 2011: Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus. Frankfurt/Main.

- Degele, Nina/Sobiech, Gabriele 2008: »Fit for life«? Soziale Positionierung durch sportive Praxen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 69 (2008). S. 109-118.
- Degele, Nina/Winker, Gabriele 2011: »Leistung muss sich wieder lohnen«. Zur intersektionalen Analyse kultureller Symbole. In: Knüttel, Katharina/Seeliger, Martin (Hg.): Intersektionalität und Kulturindustrie. Bielefeld. S. 25-53.
- Döring, Nicola 2003: Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Göttingen.
- Dullien, Sebastian 2014: Der Kaiser lässt grüßen. <http://www.zeit.de/wirtschaft/2014-05/Einkommensverteilung-Deutschland-Gerechtigkeit> (22.9.14).
- Dyer, Richard 2004: Heavenly Bodies. Film Stars and Society. London.
- Dyer, Richard 2009: Stars. London.
- Dyk, Silke van 2013: In guter Gesellschaft? Wandel in den Randzonen des Sozialen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 13-14 (2013). S. 14-20.
- Dzierzbicka, Agnieszka 2004: Move your Body, Stretch your Mind. In: Kurswechsel 2 (2004). S. 15-22.
- Ehrenberg, Alain 2004: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt/Main.
- Ehrenreich, Barbara 2010: Smile or die. Wie die Ideologie des positiven Denkens die Welt verdimmt. München.
- Eicker-Wolf, Kai/Quaißer, Gunter/Thöne, Ulrich (Hg.) 2013: Bildungschancen und Verteilungsgerechtigkeit. Marburg.
- Eucken, Walter 1932: Staatliche Strukturwandlungen und die Krisis des Kapitalismus. In: Weltwirtschaftliches Archiv 36 (1932). S. 297-321.
- Eucken, Walter 1989: Die Grundlagen der Nationalökonomie. Berlin.
- Eucken, Walter 2004: Grundsätze der Wirtschaftspolitik. Tübingen.
- Europäische Kommission 1996: Lehren und Lernen. Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft. Luxemburg.
- Europäische Kommission 2000: Memorandum über Lebenslanges Lernen. Brüssel.
- Europäische Kommission 2010: Europe 2020. A Strategy for smart, sustainable and inclusive Growth. Brüssel.
- Europäischer Rat 2000: Lisbon European Council Presidency Conclusions. Brüssel.
- Festenberg, Nikolaus von 1997: Teddys, Turteln, Fehlgeburten. In: Der Spiegel vom 20.1.97.
- Florschütz, Gottlieb 2005: Sport in Film und Fernsehen. Zwischen Infotainment und Spektakel. Konstanz.
- Franck, Georg 1998: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München.
- Francombe, Jessica/Silk, Michael 2012: Pedagogies of Fat. The social Currency of Slenderness. In: Andreas, David/Silk, Michael (Hg.): Sport and Neoliberalism. Philadelphia. S. 225-241.

- Frank, Robert 2005: Positional externalities cause large and preventable welfare losses. https://www.aeaweb.org/assa/2005/0108_1015_0601.pdf (18.9.14).
- Frank, Robert/Cook, Philip 1995: *The Winner-Take-All Society*. New York.
- Freitag, Erhard F. 1999: *Hilfe aus dem Unbewußten. Der spirituelle Weg zum Erfolg*. München.
- Frey-Vor, Gerlinde 1992: *Erzählen ohne Ende. Die Soap Opera*. In: Hickethier, Knut (Hg.): *Fernsehen*. Frankfurt/Main. S. 209-217.
- Friedman, Milton 1970: *Die optimale Geldmenge und andere Essays*. München.
- Friedman, Milton 1976: *Kapitalismus und Freiheit*. München.
- Friedman, Milton/Friedman, Rose 1980: *Chancen, die ich meine. Ein persönliches Bekenntnis*. Berlin.
- Fritzsche, Bettina 2011: *Pop-Fans. Studie einer Mädchenkultur*. Wiesbaden.
- Fuhse, Jan/Stegbauer, Christian (Hg.) 2011: *Kultur und mediale Kommunikation in sozialen Netzwerken*. Wiesbaden.
- Fusco, Caroline 2012: *Governing Play. Moral Geographies, Healthification, and Neoliberal Urban Imaginaries*. In: Andreas, David/Silk, Michael (Hg.): *Sport and Neoliberalism*. Philadelphia. S. 143-159.
- Girkinger, Michael 2005: *Neoliberalismus – Freiheit und struktureller Zwang. Eine ideen- und strukturgeschichtliche Untersuchung*. Hamburg.
- Goeschel, Albrecht 2011: »Wissengesellschaft«. *Adaption der Qualifikationen, Mentalitäten und Milieus an den Exportkapitalismus Deutschland*. <http://prof-goeschel.com/pdf-dateien/Wissengesellschaft-Vorbemerkung-Literaturverzeichnis.pdf> (18.7.14).
- Göttlich, Udo 1995: *Der Alltag als Drama – Die Dramatisierung des Alltags. Anmerkungen zur kulturellen Bedeutung der amerikanischen Fernsehserie*. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hg.): *Kulturinszenierungen*. Frankfurt/Main. S. 89-113.
- Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe 1999: *Der Angriff der Soaps auf die übrige Zeit oder Reader's Digest der Individualisierung*. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hg.): *Televisionen*. Frankfurt/Main. S. 54-73.
- Green, Mick 2012: *Advanced liberal Government, Sport Policy, and »Building the active Citizen«*. In: Andreas, David/Silk, Michael (Hg.): *Sport and Neoliberalism*. Philadelphia. S. 38-56.
- Gugutzer, Robert 1998: *Zur Körperthematization in einer individualisierten Gesellschaft*. In: *Kultursoziologie* 7,2 (1998). S. 33-54.
- Gugutzer, Robert/Duttweiler, Stefanie 2012: *Körper – Gesundheit – Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft*. In: *Sportwissenschaften und Berufspraxis* 35,1 (2012). S. 5-19.
- Hall, Stuart 1994: *Die Frage der kulturellen Identität*. In: Hall, Stuart: *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg. S. 180-222.
- Hartmann, Michael 2002: *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*. Frankfurt/Main.

- Hartmann, Michael 2007: Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich. Frankfurt/Main.
- Hartung, Lea 2010: »Half-an-idea machine«. Die Mont Pèlerin Society zwischen Gelehrten-Gesellschaft und Think Tank. In: Brandstetter, Thomas/Pias, Claus/Vehlken, Sebastian (Hg.): Think Tanks. Zürich. S. 87-111.
- Harvey, David 2007: Kleine Geschichte des Neoliberalismus. Zürich.
- Haupt, Friederike 2014: Ich will nichts schwabbeln sehen. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 10.8.14.
- Hayek, Friedrich August von 1971: Der Weg zur Knechtschaft. München.
- Hayek, Friedrich August von 1977: Drei Vorlesungen über Demokratie, Gerechtigkeit und Sozialismus. Tübingen.
- Hayek, Friedrich August von 1981a: Recht, Gesetzgebung und Freiheit. Regeln und Ordnung. Band 1. Landsberg.
- Hayek, Friedrich August von 1981b: Recht, Gesetzgebung und Freiheit. Die Illusion der sozialen Gerechtigkeit. Band 2. Landsberg.
- Hayek, Friedrich August von 1981c: Recht, Gesetzgebung und Freiheit. Die Verfassung einer Gesellschaft freier Menschen. Band 3. Landsberg.
- Hayek, Friedrich August von 1983: Die Verfassung der Freiheit. Tübingen.
- Heimerdinger, Timo 2010: »Quäl' Dich, du Sau!«. Schmerz und Entertainment. In: Meighörner, Wolfgang (Hg.): Au! Schmerz. Ausstellung. Innsbruck. S. 125-132.
- Hellgermann, Andreas 2013: Neoliberalismus in der Schule. Kompetenzgehirnwäsche: Machtausübung durch Individualisierung. In: analyse & kritik 579 (2013).
- Himpele, Klemens 2011: Widersprüche des Bologna-Prozesses bei der Neuorganisation von Wissensvermittlung mit Blick auf den Arbeitsmarkt. In: Lohmann, Ingrid/Mielich, Sinah u. a. (Hg.): Schöne neue Bildung? Bielefeld. S. 167-188.
- Hipfl, Brigitte/Kulterer, Jasmin 2013: Dancing Stars. Ökonomie, Subjektformen und Affekte des Reality TV. In: Wijnen, Christine/Tritltsch, Sascha/Ortner, Christina (Hg.): Medienwelten im Wandel. Wiesbaden. S. 183-197.
- Hirsch, Joachim 1995: Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus. Berlin.
- Holland-Letz, Matthias 2008: Schöne neue Hochschulwelt. http://www.gew.de/Binaries/Binary34669/080415_GEW-Priva-6-final.pdf (28.6.14).
- Höllinger, Franz/Tripold, Thomas 2012: Ganzheitliches Leben. Das holistische Milieu zwischen neuer Spiritualität und postmoderner Wellness-Kultur. Bielefeld.
- Initiativkreis Bildung der Bertelsmann-Stiftung 1999: Zukunft gewinnen – Bildung erneuern. Gütersloh.
- Jähner, Uli 2005: »Ich weiß, ich muss noch an mir arbeiten«. Über Casting Shows im Fernsehen. In: Prokla 35,4 (2005). S. 619-635.
- Jones, Owen 2013: Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse. Mainz.

- Kaindl, Christina 2007: Frei sein, dabei sein. Subjekte im High-Tech-Kapitalismus. In: Kaindl, Christina (Hg.): Subjekte im Neoliberalismus. Marburg. S. 141-162.
- Kaphegyi, Tobias / Quaißer, Gunter 2010: Privatisierung von Bildung. Ursprung, Besonderheiten und Erscheinungsformen. In: Eicker-Wolf, Kai / Thöne, Ulrich (Hg.): An den Grundpfeilern unserer Zukunft sägen. Marburg. S. 159-188.
- Kessl, Fabian 2012: Die Rede von der »neuen Unterschicht«. In: Haller, Michael / Niggeschmidt, Martin (Hg.): Der Mythos vom Niedergang der Intelligenz. Wiesbaden. S. 185-192.
- King, Barry 2003: Embodying an elastic Self. The Parametrics of Contemporary Stardom. In: Austin, Thomas / Barker, Martin (Hg.): Contemporary Hollywood Stardom. London. S. 45-61.
- King, Barry 2010: Stardom, Celebrity, and the Money Form. In: The Velvet Light Trap 65 (2010). S. 7-19.
- Klaus, Elisabeth 2006: Grenzenlose Erfolge? Entwicklung und Merkmale des Reality TV. In: Frizzoni, Brigitte / Tomkowiak, Ingrid (Hg.): Unterhaltung. Zürich. S. 83-106.
- Klaus, Elisabeth 2008: Fernsehreifer Alltag. Reality TV als neue, gesellschaftsgebundene Angebotsform des Fernsehens. In: Thomas, Tanja / Höhn, Marco (Hg.): Medienkultur und soziales Handeln. Wiesbaden. S. 158-174.
- Klaus, Elisabeth / O'Connor, Barbara 2010: Aushandlungsprozesse im Alltag. Jugendliche Fans von Castingshows. In: Röser, Jutta / Thomas, Tanja / Peil, Corinna (Hg.): Alltag in den Medien – Medien im Alltag. Wiesbaden. S. 48-72.
- Klein, Naomi 2007: The Shock Doctrine. London.
- Knoblauch, Hubert 2008: Spiritualität und die Subjektivierung der Religion. In: Gräß, Wilhelm / Charbonnier, Lars (Hg.): Individualisierung – Spiritualität – Religion. Berlin. S. 45-58.
- Knobloch, Clemens 2010: Wir sind doch nicht blöd! Die unternehmerische Hochschule. Münster.
- Kraft, Michael Gerhard 2009: Der Aufstieg des marktradikalen Denkens. Zum Zusammenhang von Methodologie, Wissenschaft und Ethik im Neoliberalismus. In: Ötsch, Walter Otto / Thomasberger, Claus (Hg.): Der neoliberale Markt-Diskurs. Marburg. S. 97-124.
- Kratke, Michael o.J.: Neoklassik als Weltreligion? http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/Kratke_Neoklassik-Kritik.pdf (16.9.12).
- Kreisky, Eva 2009: Arbeits-, Sport- und Geschlechterkörper. Einflüsse des Geschlechts auf moderne Sportkulturen. In: Marschik, Matthias / Müllner, Rudolf u. a. (Hg.): Sport Studies. Wien. S. 72-84.
- Lemke, Thomas / Krasmann, Susanne / Bröckling, Ulrich 2000: Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: Lemke, Thomas / Krasmann, Susanne / Bröckling, Ulrich (Hg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Frankfurt/Main. S. 7-40.

- Lessenich, Stephan 2008: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld.
- Levine, Adam Seth/Frank, Robert/Dijk, Oege 2010: Expenditure Cascades. <http://ssrn.com/abstract=1690612> (18.9.14).
- Liebes, Tamar/Livingstone, Sonia 1998: European Soap Operas. The Diversification of a Genre. http://eprints.lse.ac.uk/402/1/European_soap_operas_EJC_1998.pdf (7.8.14).
- Lippmann, Walter 1945: Die Gesellschaft freier Menschen. Bern.
- Lippmann, Walter 1990: Die öffentliche Meinung. Bochum.
- Lowry, Stephen 1997: Stars und Images. Theoretische Perspektiven auf Filmstars. In: *montage/av* 6,2 (1997). S. 10-35.
- Lünenborg, Margret/Töpper, Claudia 2011: Gezielte Grenzverletzungen. Castingshows und Werteempfinden. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 3 (2011). S. 35-41.
- Manzenreiter, Wolfram 2009: Sport im Konsumkapitalismus. Phasen der Ökonomisierung. In: Marschik, Matthias/Müllner, Rudolf u. a. (Hg.): *Sport Studies*. Wien. S. 112-125.
- Marshall, David 1997: *Celebrity and Power. Fame in contemporary Culture*. Minneapolis.
- Melzer, Manuel 2013: Öffnet sich die Schere zwischen Arm und Reich? Und ist das überhaupt ein Problem? <http://blog.arbeit-wirtschaft.at/oeffnet-sich-die-schere-zwischen-arm-und-reich-ist-das-ueberhaupt-ein-problem> (22.9.14)
- Merkens, Andreas 2002: Neoliberalismus, passive Revolution und Umbau des Bildungswesens. Zur Hegemonie postfordistischer Bildung. https://www.wiso.uni-hamburg.de/fileadmin/sozialoekonomie/zoess/Neoliberalismus__passive_Revolution_und_Umbau_des_Bildungswe.pdf (30.6.14).
- Miklis, Katharina 2007: Macht uns das Fernsehen zu besseren Menschen? <http://www.stern.de/594614.html> (5.8.14).
- Mirowski, Philip 2013: Das neoliberale Selbst. <http://www.faz.net/identitaetsmanagement-das-neoliberale-selbst-12574151.html> (5.6.14).
- Mirowski, Philip/Plehwe, Dieter (Hg.) 2009: *The Road from Mont Pèlerin. The Making of the Neoliberal Thought collective*. Cambridge.
- Mises, Ludwig von 2004: *Die Bürokratie*. Sankt Augustin.
- Mises, Ludwig von 2006: *Liberalismus*. Sankt Augustin.
- Mises, Ludwig von 2007: *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus*. Stuttgart.
- Mises, Ludwig von 2010: *Nationalökonomie. Theorie des Handelns und Wirtschaftens*. Flörsheim.
- Müller, Anne-Janine 2011: Die Vermarktung von Träumen. Zur Ökonomie von Castings. In: Koppetsch, Cornelia (Hg.): *Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus*. Wiesbaden. S. 171-197.
- Müller, Eggo 2005: Performativ, transformativ, interaktiv. Fernsehen als Dienstleistungsgagentur im digitalen Medienensemble. In: *montage/av* 14,1 (2005). S. 136-154.

- Müller, Lars 2003: Mit den Geistern geht's zum Glück. Zur Geschichte der Esoterik. In: *iz3w* 1-2 (2003). S. 25-28.
- Müller, Sebastian 2013: Geschichte einer Konterrevolution. <http://le-bohemien.net/geschichte-einer-konterrevolution> (4.3.13).
- Müller, Sebastian 2014a: Als der Markt Naturgesetz wurde. <http://le-bohemien.net/als-der-markt-naturgesetz-wurde> (4.3.14).
- Müller, Sebastian 2014b: »No Cooperate with Ordo«. <http://le-bohemien.net/no-cooperate-with-ordo> (13.3.14).
- Müller, Sebastian 2014c: Die Saat geht auf. <http://le-bohemien.net/die-saat-geht-auf> (23.3.14).
- Müller, Sebastian 2014d: Ein Schock: Das Ende von Bretton Woods. <http://le-bohemien.net/ein-schock-das-ende-von-bretton-woods> (4.4.14).
- Müller, Sebastian 2014e: Schocktherapie für die Union. <http://le-bohemien.net/schocktherapie-fuer-die-union> (6.8.14).
- Müller-Armack, Alfred 1932: *Entwicklungsgesetze des Kapitalismus*. Berlin.
- Müller-Armack, Alfred 1990: *Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft*. München.
- Murphy, Joseph 2000: *Die Macht Ihres Unterbewußtseins*. Kreuzlingen.
- Neckel, Sighard 2001: »Leistung« und »Erfolg«. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft. In: Barlösius, Eva/Müller, Hans-Peter/Sigmund, Steffen (Hg.): *Gesellschaftsbilder im Umbruch*. Wiesbaden. S. 245-268.
- Neckel, Sighard 2004: Die Tragödie des Erfolgs. <http://04.diskursfestival.de/pdf/vortragneckel.pdf> (1.3.14).
- Neckel, Sighard 2005: Emotion by design. Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm. In: *Berliner Journal für Soziologie* 15,3 (2005). S. 419-430.
- Neckel, Sighard 2013: »Leistung« und »Erfolg«. Eine Zeitdiagnose zum Wandel sozialer Ungleichheit. In: Jürgens, Eiko/Miller, Susanne (Hg.): *Ungleichheit in der Gesellschaft und Ungleichheit in der Schule*. Weinheim. S. 47-58.
- Neckel, Sighard/Dröge, Kai 2002: Die Verdienste und ihr Preis. Leistung in der Marktgesellschaft. In: Honneth, Axel (Hg.): *Befreiung aus der Mündigkeit*. Frankfurt. S. 93-116.
- Neckel, Sighard/Dröge, Kai/Somm, Irene 2008: Das umkämpfte Leistungsprinzip. Deutungskonflikte um die Legitimationen sozialer Ungleichheit. In: Dröge, Kai/Marrs, Kira/Menz, Wolfgang (Hg.): *Rückkehr der Leistungsfrage*. Berlin. S. 41-56.
- Niggemann, Jan 2011: »So wie du bist, bleibst du nicht«. Alltägliche Kämpfe um eine zeitgemäße Lebensweise. In: *LuXemburg* 2 (2011). S. 84-89.
- Norden, Gilbert/Weiß, Otmar 2010: Sporthelden. In: Hilscher, Petra/Norden, Gilbert/Russo, Manfred/Weiß, Otmar: *Entwicklungstendenzen im Sport*. Münster. S. 243-277.
- Nullmeier, Frank 2010: Kritik neoliberaler Menschen- und Gesellschaftsbilder und Konsequenzen für ein neues Verständnis von »sozialer Gerechtigkeit«. <http://library.fes.de/pdf-files/wiso/07649.pdf> (9.3.14).

- Nützenadel, Alexander 2005: Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974. Göttingen.
- Oberndorfer, Lukas 2012: Die Renaissance des autoritären Liberalismus? Carl Schmitt und der deutsche Neoliberalismus vor dem Hintergrund des Eintritts der »Massen« in die europäische Politik. In: Prokla 42,3 (2012). S. 413-432.
- Ötsch, Walter Otto 2009: Mythos Markt. Marktradikale Propaganda und ökonomische Theorie. Marburg.
- Ouellette, Laurie/Hay, James 2008: Better Living through Reality TV. Television and Postwelfare Citizenship. Malden.
- Pasuchin, Iwan 2012: Bankrott der Bildungsgesellschaft. Pädagogik in politökonomischen Kontexten. Wiesbaden.
- Peale, Norman Vincent 2006: Die Kraft positiven Denkens. Zürich.
- Penz, Otto 2010: Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit. Frankfurt/Main.
- Popper, Karl 1992: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Band 1-2. Tübingen.
- Prokop, Ulrike/Friese, Nina/Stach, Anna 2009: Geiles Leben, falscher Glamour. Beschreibungen, Analysen, Kritiken zu Germany's Next Topmodel. Marburg.
- Ptak, Ralf 2004: Vom Ordoliberalismus zur Sozialen Marktwirtschaft. Stationen des Neoliberalismus in Deutschland. Wiesbaden.
- Ptak, Ralf 2005: Etappen des Neoliberalismus. In: Imhof, Kurt/Eberle, Thomas (Hg.): Triumph und Elend des Neoliberalismus. Zürich. S. 59-73.
- Ptak, Ralf 2007: Grundlagen des Neoliberalismus. In: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf (Hg.): Kritik des Neoliberalismus. Wiesbaden. S. 13-85.
- Ptak, Ralf 2008: Soziale Marktwirtschaft und Neoliberalismus: ein deutscher Sonderweg. In: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf (Hg.): Neoliberalismus. Wiesbaden. S. 69-89.
- Quiggin, John 2012: Zombie Economics. How dead Ideas still walk among Us. Collingwood.
- Rademacher, Stefan 2009: Religionen und Weltanschauungen. Werte, Normen, Fragen in Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus/Buddhismus, Esoterik und Atheismus. Band 5. Berlin.
- Rauner, Max 2013: Was suchen die da? <http://www.zeit.de/2013/21/esoterik-boom> (22.6.14).
- Real, Michael 1998: MediaSport: Technology and the Commodification of Postmodern Sport. In: Wenner, Lawrence (Hg.): MediaSport. London. S. 14-26.
- Reitzig, Jörg 2008: »Eine Kategorie des Unsinnns...«. Die soziale Gerechtigkeit im Visier der neoliberalen Theorie. In: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf (Hg.): Neoliberalismus. Wiesbaden. S. 132-146.
- Röpke, Wilhelm 1962: Wirrnis und Wahrheit – Ausgewählte Aufsätze. Erlenbach.
- Röpke, Wilhelm 1979a: Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart. Bern.

- Röpke, Wilhelm 1979b: Maß und Mitte. Bern.
- Röpke, Wilhelm 1979c: Civitas humana. Grundfragen der Gesellschafts- und Wirtschaftsreform. Bern.
- Röpke, Wilhelm 1994: Die Lehre von der Wirtschaft. Bern.
- Rose, Nikolas 2000: Das Regieren von unternehmerischen Individuen. In: Kurswechsel 2 (2000). S. 8-27.
- Rügemer, Werner 2011: »Heuschrecken« im öffentlichen Raum. Public Private Partnership – Anatomie eines globalen Finanzinstruments. Bielefeld.
- Rüstow, Alexander 1932: Interessenpolitik oder Staatspolitik. In: Der deutsche Volkswirt 6 (1932). S. 169-172.
- Rüstow, Alexander 2001: Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus. Marburg.
- Rüstow, Alexander 2005: Freiheit und Herrschaft. Eine Kritik der Zivilisation. Münster.
- Scheich, Günter 1997: »Positives Denken« macht krank. Vom Schwindel mit gefährlichen Erfolgsversprechen. Frankfurt/Main.
- Schmidt, Jan 2011: Das neue Netz. Merkmale, Praktiken und Folgen des Web 2.0. Konstanz.
- Schmidt-Röger, Iris/Grise-Seelmeyer, Dörthe 2004: Motivation. Wahrnehmen – Kommunizieren – Überzeugen. Bindlach.
- Schnabel, Jens 2007: Das Menschenbild der Esoterik. Neukirchen-Vluyn.
- Schöllner, Oliver 2004: Vom Bildungsbürger zum Lernbürger. Bildungstransformation in neoliberalen Zeiten. In: Prokla 34,4 (2004). S. 515-534.
- Schrage, Dominik 2013: Vergesellschaftung durch Konsum. In: Schmid, Heiko/Gäbler, Karsten (Hg.): Perspektiven sozialwissenschaftlicher Konsumforschung. Stuttgart. S. 45-60.
- Schreiner, Patrick 2012: Gleiche Bildung, ungleiche Chancen. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 7 (2012). S. 29-32.
- Schreiner, Patrick 2013a: Autoritärer Liberalismus: Carl Schmitt, Heinrich Brüning und der U-Bahn-Streik in Athen. <http://www.annotazioni.de/post/1110> (18.4.14).
- Schreiner, Patrick 2013b: 40 Jahre Pinochet-Putsch in Chile: Zeit, über den Liberalismus neu nachzudenken. <http://www.annotazioni.de/post/1245> (22.1.14).
- Schreiner, Patrick 2013c: Die »Nation« als neoliberale Existenzgemeinschaft. Gescheiterte Heilslehren, gebrochene Versprechen und ökonomisch-soziale Krisen. In: Friedrich, Sebastian/Schreiner, Patrick (Hg.): Nation – Ausgrenzung – Krise. Münster. S. 43-52.
- Schreiner, Patrick 2013d: Soziale Ungleichheit und die Krise. <http://www.annotazioni.de/post/1011> (29.8.14).
- Schreiner, Patrick 2014: Krisenpolitik in der EU. Lohnquoten im freien Fall. <http://www.annotazioni.de/post/1357> (22.9.14).
- Schroeter, Klaus 2006: Fitness und Wellness als gesellschaftliche Imperative. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 24,4 (2006). S. 69-89.
- Schui, Herbert/Blankenburg, Stephanie 2002: Neoliberalismus: Theorie, Gegner, Praxis. Hamburg.

- Schüle, Christian 2001: Die Diktatur der Optimisten. http://www.zeit.de/2001/25/200125_glueckspropheten.xml (29.3.14).
- Sender, Katherine 2012: *The Makeover. Reality Television and Reflexive Audiences*. New York.
- Simon, Jeannine 2006: *Wirkungen von Daily Soaps auf Jugendliche*. 2. Aufl. München.
- Sommer, Carlo Michael 1997: Star als Mittel der Identitätskonstruktion. Überlegungen zum Phänomen des Star-Kults aus sozialpsychologischer Sicht. In: Faulstich, Werner/Korte, Helmut (Hg.): *Der Star. Geschichte – Rezeption – Bedeutung*. München. S. 114-124.
- Spear, Bruce 1996: Die Forschungsuniversität, der freie Markt und die Entdemokratisierung der höheren Bildung in den USA. In: *Prokla* 26,3 (2014). S. 441-462.
- Steinfeld, Thomas 2012: Pionier der Selbstoptimierung. <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/36861> (10.8.14).
- Stern, Martin 2003: Heldenfiguren im Wagnissport. Zur medialen Inszenierung wagnissportlicher Erlebnisräume. In: Alkemeyer, Thomas/Boschert, Bernhard u. a. (Hg.): *Aufs Spiel gesetzte Körper*. Konstanz. S. 37-54.
- Stevenson, Nick 2010: Education, Neoliberalism and Cultural Citizenship. Living in X-Factor Britain. In: *European Journal of Cultural Studies* 13,3 (2010). S. 341-358.
- Stockhammer, Engelbert o.J.: Von der Verteilungs- zur Wirtschaftskrise. Die Rolle der zunehmenden Polarisierung als strukturelle Ursache der Finanz- und Wirtschaftskrise. http://media.arbeiterkammer.at/wien/PDF/studien/Studie_Stockhammer.pdf (22.9.14).
- Taylor, Charles 2007: *Ein säkulares Zeitalter*. Frankfurt/Main.
- Taylor, Lisa 2002: From Ways of Life to Lifestyle. The »Ordinari-ization« of British Gardening Lifestyle Television. In: *European Journal of Communication* 17,4 (2002). S. 479-493.
- Thomas, Tanja 2007: Showtime für das »unternehmerische Selbst«. Reflexionen über das Reality TV als Vergesellschaftungsmodus. In: Mikos, Lothar/Hoffmann, Dagmar/Winter, Rainer (Hg.): *Mediennutzung, Identität und Identifikationen*. Weinheim. S. 51-65.
- Thomas, Tanja 2008a: Körperpraktiken und Selbsttechnologien in einer Medienkultur. Zur gesellschaftstheoretischen Fundierung aktueller Fernsehanalyse. In: Thomas, Tanja (Hg.): *Medienkultur und soziales Handeln*. Wiesbaden. S. 219-237.
- Thomas, Tanja 2008b: Leben nach Wahl? Zur Inszenierung von Lebensführung und Anerkennung. In: Wischermann, Ulla/Thomas, Tanja (Hg.): *Medien – Diversität – Ungleichheit*. Wiesbaden. S. 225-243.
- Thomas, Tanja 2008c: Marktlogiken in Lifestyle-TV und Lebensführung. Herausforderungen einer gesellschaftskritischen Medienanalyse. In: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf (Hg.): *Neoliberalismus*. Wiesbaden. S. 147-165.

- Thomas, Tanja 2010: Wissensordnungen im Alltag. Offerten eines populären Genres. In: Röser, Jutta/Thomas, Tanja/Peil, Corinna (Hg.): *Alltag in den Medien – Medien im Alltag*. Wiesbaden. S. 25-47.
- Thomasberger, Claus 2009: »Planung für den Markt« versus »Planung für die Freiheit«. Zu den stillschweigenden Voraussetzungen des Neoliberalismus. In: Ötsch, Walter Otto/Thomasberger, Claus (Hg.): *Der neoliberale Markt-Diskurs*. Marburg. S. 63-96.
- Verhaeghe, Paul 2013: *Und ich? Identität in einer durchökonomisierten Gesellschaft*. München.
- Villa, Paula-Irene 2007: Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18 (2007). S. 18-26.
- Voglmayr, Irmtraud 2012: *Mediale Inszenierung prekärer Lebenswelten – am Beispiel von »In der Schuldenfalle«*. http://journal.kommunikation-medien.at/wp-content/uploads/2012/04/ausg1_partizipation_voglmayr.pdf (28.7.14).
- Voswinkel, Stephan/Kocyba, Hermann 2008: *Die Kritik des Leistungsprinzips im Wandel*. In: Dröge, Kai/Marrs, Kira/Menz, Wolfgang (Hg.): *Rückkehr der Leistungsfrage*. Berlin. S. 21-40.
- Wacquant, Loic 2008: *Die städtische underclass im sozialen und wissenschaftlichen Imaginären Amerikas*. In: Lindner, Rolf/Musner, Lutz (Hg.): *Unterschicht*. Freiburg. S. 59-78.
- Wacquant, Loic 2012: *Der neoliberale Leviathan. Eine historische Anthropologie des gegenwärtigen Gesellschaftsregimes*. In: *Prokla* 42,4 (2012). S. 677-698.
- Walpen, Bernhard 2004: *Die offenen Feinde und ihre Gesellschaft. Eine hegemonietheoretische Studie zur Mont Pèlerin Society*. Hamburg.
- Wegener, Claudia 2008: *Medien, Aneignung und Identität. »Stars« im Alltag jugendlicher Fans*. Wiesbaden.
- Werle, Klaus 2010: *Die Perfektionierer. Warum der Optimierungswahn uns schadet – und wer wirklich davon profitiert*. Frankfurt/Main.
- Wijnen, Christine 2011: *Model-Castingshows im Alltag von Jugendlichen*. http://www.imb-salzburg.at/fileadmin/bilder-inhalt/Media_Research/abschlussbericht_Castingshows_final_jan2011.pdf (28.7.14).
- Wilkinson, Richard/Pickett, Kate 2010: *Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind*. Frankfurt/Main.
- Wippersberg, Julia 2014: *Prominenz: Entstehung, Erscheinung, Darstellung*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 15 (2014). S. 43-49.
- Wrana, Daniel 2003: *Lernen lebenslänglich. Die Karriere lebenslangen Lernens*. <http://www.copyriot.com/gouvernementalitaet/pdf/wrana.pdf> (8.7.14).
- Zinser, Hartmut 2009: *Esoterik. Eine Einführung*. München.



**Hartmut Tölle /
Patrick Schreiner (Hg.)**

**MIGRATION UND ARBEIT
IN EUROPA**

Paperback | 229 Seiten
ISBN 978-3-89438-550-7
€ 14,90 [D]

Deutschland und andere EU-Staaten sind vermehrt Zielländer von Migration. Ursachen dürften insbesondere die Krise in Südeuropa sowie die Freizügigkeit für StaatsbürgerInnen der mittel- und osteuropäischen Staaten sein. Verstärkt wird diese Entwicklung durch die gezielte Anwerbung von Fachkräften aus dem Ausland. Zugleich häufen sich Berichte über die oft inakzeptablen Lebens- und Arbeitsbedingungen vieler MigrantInnen. Auch die EU-Außengrenzen sind Gegenstand politischer Debatten geworden. Auslöser hierfür sind ein in Griechenland errichteter Grenzzaun sowie der Tod von immer mehr Flüchtlingen im Mittelmeer. Die AutorInnen des Buches kommen aus Wissenschaft, Gewerkschaften und Verbänden. Sie widmen sich der Frage nach dem Umfang und den Formen der Migration und ihrer Funktion für den EU-Binnenmarkt und den europäischen Integrationsprozess, nach den Zusammenhängen zwischen Krise und aktuellen Migrationsbewegungen sowie nach Möglichkeiten, MigrantInnen bessere Arbeits- und Lebensbedingungen zu sichern.

PapyRossa Verlag

Luxemburger Str. 202 – 50937 Köln – Tel. (02 21) 44 85 45 – Fax 44 43 05
mail@papyrossa.de – www.papyrossa.de